

# Das Werk

---



Die Flucht nach Ägypten.

Holzchnitt von Albrecht Dürer.

(Vgl. den Aufsatz „Die Flucht nach Ägypten in deutscher Kunst“.)

**Haus- und Werkzeitschrift der „Bereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“**

---

XVI. Jahrg.

Düsseldorf



Dezember 1936

Heft 12



# „Das Werk“ im Spiegel

der auslandsdeutschen Tagespresse 1936.

## **Neue Tagespresse, Prag.**

Wir haben gewartet, bis ein halbes Duzend von Nummern Monat für Monat in unsere Hand gelegt und von unserer Aufmerksamkeit als gut und würdig befunden worden war, bis wir uns zu einem Urteil entschlossen. Das erste Heft des „Werks“ offenbarte sich uns als etwas derartig Neuartiges und Zeitgemäßes, daß es übertrieben erscheinen mußte, die Zeitschrift an und für sich mit einem so hohen Lob zu bedenken, wie es die vielleicht zufällige Erlesenheit der Stoffauswahl und Gediegenheit der Ausstattung des ersten Heftes in unserer Hand vollauf verdiente. Nun aber ist zu sagen:

„Das Werk“ repräsentiert eine neue Zeit und eine starke Zuversicht.

Es ist eine Zeitschrift, die gerade uns Sudetendeutsche interessieren wird. Mehr als so manches namhafte Berliner Modeblatt, das bedauerlicherweise so gar nichts vom rastlos schaffenden Menschen, vom deutschen Werktag und von deutscher Leistung zu sagen weiß. Die Herrschaften beim Golfspiel, bei Empfängen und unter den Fittichen eines sorgenlosen Lebens interessieren uns nicht. Wir wollen den deutschen Menschen bei der Arbeit sehen; das herbe Profil des Udernacher Kreuzifiges steht in Feierstunden unserer Seele weitaus näher als das Hermelincapè einer Gräfin Soundso.

„Das Werk“ ist eine Zeitschrift, die aus dem männlich-sozialen Empfinden unserer schöpferischen Zeit ihre Anregungen empfängt und deshalb so stark und nachhaltig Anschluß an die zartesten wie ungestümsten Regungen unserer Seele findet. Es ist eine deutsche Zeitung, die sich nicht damit zufrieden gibt, Stunden der Besinnlichkeit mit schönen Worten und schönen Bildern zu füllen. „Das Werk“ trägt eine Stimme in sich, die uns neue Wege im Alltag weist und uns nicht irregehen läßt.

## **Freie Presse, Lodz (Polen).**

... sowohl in Aufmachung als auch an Inhalt ganz vorzüglich... Diese seit fünfzehn Jahren bestehende Monatschrift besitzt Allgemeingeltung wie kaum eine andere dieser Art.

## **Refra-Nieuws, 'sGravenhage (Niederlande).**

Wir möchten behaupten, daß das Blatt durch die textliche Gestaltung des Inhalts und die Wahl der künstlerischen Lichtbilder an der Spitze aller ähnlichen deutschen Ausgaben steht.

## **Abendpost, Chicago (USA.).**

Die Zeitschrift gehört zweifellos zu den gediegensten und vielseitigsten Deutschlands. Der Inhalt ihrer trefflich illustrierten Hefte bringt jedem einzelnen etwas, das ihn und seine Interessen berührt.

## **Neue Deutsche Zeitung, Porto Alegre (Brasilien).**

Für den geistig vielseitig Interessierten ist diese gediegene Zeitschrift immer wieder eine Fundgrube, wo er sein Wissen auffrischen und vermehren kann.

## **Cincinnati Freie Presse, Cincinnati (USA.).**

Die Zeitschrift bietet ihren Lesern eine Fülle anregender Aufsätze aus der Feder anerkannter Fachkräfte... Leser aller Schichten und Bildungsvoraussetzungen finden in jedem Heft wertvolle und unaufdringliche Belehrung auf allen modernen Wissensgebieten und zugleich eine fördernde und geschmackvolle Unterhaltung. Wir können unseren Lesern den Bezug der Zeitschrift als verständnisvermittelndes Organ für das Denken und Fühlen unserer alten Heimat aufs wärmste empfehlen.

## **Deutsche Zeitung, Sao Paulo (Brasilien).**

„Das Werk“ zählt wohl mit zu den besten deutschen Zeitschriften, sowohl was den Inhalt als auch was die Aufmachung anlangt... eine Zeitschrift, bei der jedes Heft einen dauernden Wert hat.

## **Baltimore Correspondent, Baltimore (USA.).**

... Man wird an die neudeutschen Bestrebungen „Schönheit der Arbeit“ erinnert, wenn man die Monatschrift durchblättert.

## **Der Landbote, Temesvar (Rumänien).**

Vor uns liegt die neueste Folge dieser fachwissenschaftlich und völkisch-kulturell auf hoher Stufe stehenden Zeitschrift, die in dem großen Blätterwalde des Reiches in der Fülle der Auswahl ihresgleichen suchen darf. Der textliche Teil als auch die Illustrationen sprühen Leben, Frische, aber insbesondere Energie, Wissen und Können im Dienste der Menschheit aus. Jedes Heft, welches sowohl mit seinem inhaltsreichen Innern als auch dem äußeren Gepräge den Leser fesselt, behält diese Gespanntheit von Anbeginn bis zum Ende. Die wissenschaftlichen und kunsthistorischen als auch die wirtschaftlich auf hoher Stufe stehenden Artikel sind nicht nur lesenswert, sondern sie verdienen es, in die breiteste Öffentlichkeit hinausgetragen zu werden.

## **Neue Deutsche Zeitung, Porto Alegre (Brasilien).**

„Das Werk“ gehört zu den besten deutschen Monatschriften, einmal wegen der Gediegenheit seiner Beiträge, die über alle Gebiete des Wissens laufend unterrichten, und dann auch wegen der künstlerischen Abbildungen, die in jedem Heft in Fülle enthalten sind. Jeder, der mit dem deutschen Geist verbunden ist oder der sich zu ihm hingezogen fühlt, sollte sich „Das Werk“ halten.

## **Deutschösterreichische Lehrerzeitung, Wien.**

Was in dieser Zeitschrift geboten wird, ist wahrhaft bewundernswert... Die Zeitschrift ist ein Beweis dafür, daß eine Aktiengesellschaft ihre Aufmerksamkeit nicht bloß dem Ertrage der Unternehmungen, sondern auch der Bildung und Kultur des Volkes widmet — es ist eben eine deutsche Aktiengesellschaft. Wir beglückwünschen sie zu diesem „Werk“!



# Das Werk

XVI. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1936

Heft 12

## Ruf in die Zeit.

Alle Kraft, die in Taten und Werken, in Worten und Gedanken, alle Gewalt, die in männlichen Grundsätzen und kühnen Ideen liegt, wirke zusammen wie in einem heiligen Bunde der besseren und freieren Männer, damit das Wort und der Sinn Deutschlands bleibe, damit der Gedanke der Einheit des großen Volkes lebendig werde. Dahin strebe das Leben, dahin die Erziehung, damit unsere Söhne die Freiheit tapfer wiedergewinnen, die wir hingegeben haben!

Ernst Moritz Arndt.



# Der deutsche Mensch.

Eine Betrachtung von Professor Dr. Ernst Horneffer\*.

Ein verstärktes und vertieftes Volksbewußtsein hat sich unseres Geschlechts bemächtigt. Von außen her im Weltkriege durch den gewaltigen Ansturm aller Großmächte bedroht, im Innern nach der erfolgten Niederlage den zersezenden Kräften preisgegeben, die die Wurzeln seines seelischen Wesens angriffen, hat sich das deutsche Volk mit einem wunderbaren Schwunge aufgebäumt. Es ist in seinem Entschlusse fest, nicht von dem Schauplatz der Geschichte zu weichen, unter den anderen Völkern eine geachtete und starke Stellung zurückzugewinnen und innerhalb seiner Grenzen ein volles, reiches Leben zu gestalten, welches unter den menschlichen Bildungen einen ehrenvollen Rang einnimmt. Durchdrungen von der Überzeugung, daß unser Volk seine Bestimmung noch nicht erfüllt, seine Kräfte noch nicht ausgeschöpft hat, rüstet es sich, einen neuen, stolzen Tag seiner Geschichte heraufzuführen, der sich würdig den Großtaten seiner Vergangenheit anreihet.

Dieses erhabene Ziel wird das deutsche Volk nur erringen, wenn es des eigenen Wesens im tiefsten innewird. Es genügt nicht, daß es sich von den anderen Völkern abhebt und unterscheidet, daß es fremdartige Einflüsse abwehrt. Dies ist die Vorbedingung für die Erzeugung eines ureigenen, reinen Lebens, aber nicht die Erzeugung dieses Lebens selbst. Diese Grenzscheidung stellt uns erst vor die wahre Aufgabe, bejahend zu bestimmen und dann zu verwirklichen, was in unserem Volkstum selbst angelegt ist und nach Darstellung ringt, nach Erlösung ruft. „Wir wollen nicht sein wie die andern“, das allein genügt nicht. „Wie wollen wir denn sein?“ Diese Frage erheischt Antwort. „Was ist deutsch, was ist das deutsche Wesen?“ — diese große, ernste Gewissensfrage rückt in das Gesichtsfeld unseres Geschlechts und läßt uns nicht ausweichen. Zum Sterben waren wir verurteilt. Leben wollen wir. Darum müssen wir wissen und sagen, wie wir leben wollen. Wir müssen das deutsche Wesen erkennen und es dann mit dem Aufgebot aller Kräfte erhalten, läutern, erhöhen.

Wenn wir die Offenbarungen und Gestaltungen des deutschen Volkstums überschauen, drängt sich uns ein Eindruck vorherrschend auf: die seelische Stärke. Wir empfinden im Vergleich mit anderen Völkern, in Rückbesinnung auf uns selbst die deutsche Geistigkeit als besonders groß, mächtig, voll und schwer. Der innerste Gehalt der menschlichen Seele ist das Gefühl. Vorstellungen und Gedanken werden erst lebendig, wenn sie vom Gefühl umfaßt werden, und nur aus leidenschaftlichen Gefühlen erwächst ein starker Wille. Man wird nicht bestreiten können, daß den Deutschen ein reich veranlagtes und reich ausgebildetes Gefühlsleben eigen ist, haben sie doch für dieses Gebiet des menschlichen Inneren das in keine andere Sprache übertragbare, einzigartige Wort „Gemüt“ geschaffen, das doch nur aus dem vorhandenen Schatz starker und inniger Gefühle entquellen konnte. In der Lat.: Gemütswärme, Gemütsstiefe, diesen Vorzug nehmen wir Deutschen für uns in Anspruch.

Dem deutschen Gefühl reiht sich ebenbürtig an die Macht und Größe des deutschen Gedankens. Das deutsche Volk ist ein philosophisches Volk. Auch andere Völker haben einzelne Denker hervorgebracht, die zum Aufbau der menschlichen Weltbegriffe beigetragen haben. Aber nur das griechische Volk,

dem unseren so tief verwandt, und das deutsche Volk haben einen fortlaufenden Höhenzug von Denkern aufzuweisen, deren Eigentümlichkeit es ist, bis zu den schwersten und dunkelsten Grundfragen des Daseins vorzudringen. Nachdem die mystischen Denker Meister Eckhart und Jakob Böhme das deutsche Denken gleichsam aus dem religiösen Schlummer erweckt hatten, wagten einer nach dem anderen die deutschen Philosophen den düsteren Weg zu den Abgründen hinabzusteigen oder auch den Pfad zu den steilsten Höhen des Gedankens emporzuklimmen: Leibniz und Kant, Fichte und Hegel, Schopenhauer und Nietzsche, und auch um diese herum ein reicher Kranz gleichstrebender Kämpfer um die letzte Wahrheit.

Eng mit der Philosophie ist die Religion verwandt. In der Religion vereinigen sich die Macht des Gedankens und die Macht des Gefühls. Die Deutschen haben, wie kaum ein anderes Volk, die Religion ernst genommen, todernt, daß sie sich fast an den Kämpfen um die Religion verblutet haben.

Zweifel können auftauchen, ob der Deutsche wie im Gefühl und Gedanken auch im Willen Stärke bewiesen hat. Mehrfach hat man den Deutschen als Träumer hingestellt, der zwar in Gefühlen schweifen und in Gedanken schwelgen könne, der aber als Folge dieser überreichen Innerlichkeit nicht Willensstärke genug besitze, seine seelische Kraft nach außen zu wenden, um den ihm zukommenden Raum zu erobern und zu behaupten. Aber gerade diese Aufgabe, obwohl sie unserem Volke bisher mißglückt ist, beweist seine aus Wunderbare grenzende Lebens- und Willenskraft. Denn zu bedenken ist, unter welchen Schwierigkeiten sich das deutsche Volk inmitten unseres Erdteiles, von den anderen Völkern eingeschlossen, den Platz an der Sonne erkämpfen mußte . . .

Welch ein anderes Volk könnte sich mit solchen Schicksalen messen! In stetem Wechsel Sieg und Niederlage, Höhe und Tiefe und dennoch das Mark der Kraft immer unverfehrt und stets verjüngt! Wahrlich nicht nur in der Kühnheit des Gedankens und in der Tiefe des Gemüts, sondern auch in der unverfügbaren Macht des Willens behauptet das deutsche Volk einen hohen, vielleicht den höchsten Rang unter den Völkern.

Der Deutsche steht an der Schwelle einer neuen Zeit. Klar liegt seine Aufgabe vor ihm. Die Zeichen stehen günstig, daß ihm diese Aufgabe gelingen werde, wenn er seinen großen Lehrmeistern zu folgen weiß. Der Abfall von den wahren Erziehern des deutschen Lebens hat das Unheil verschuldet. Goethe steht mit der Lehre seines Faustischen Sinnbildes nicht allein. Die Weisheit Kants gipfelt in der ehrfürchtigen Selbstbescheidung des menschlichen Geistes. Die gleiche Gesinnung beherrscht die gesamte Blütezeit der deutschen Bildung und findet wieder in einem Sinnspruch Goethes seinen erschöpfenden Ausdruck, der wie für unsere Zeit bestimmt erscheint:

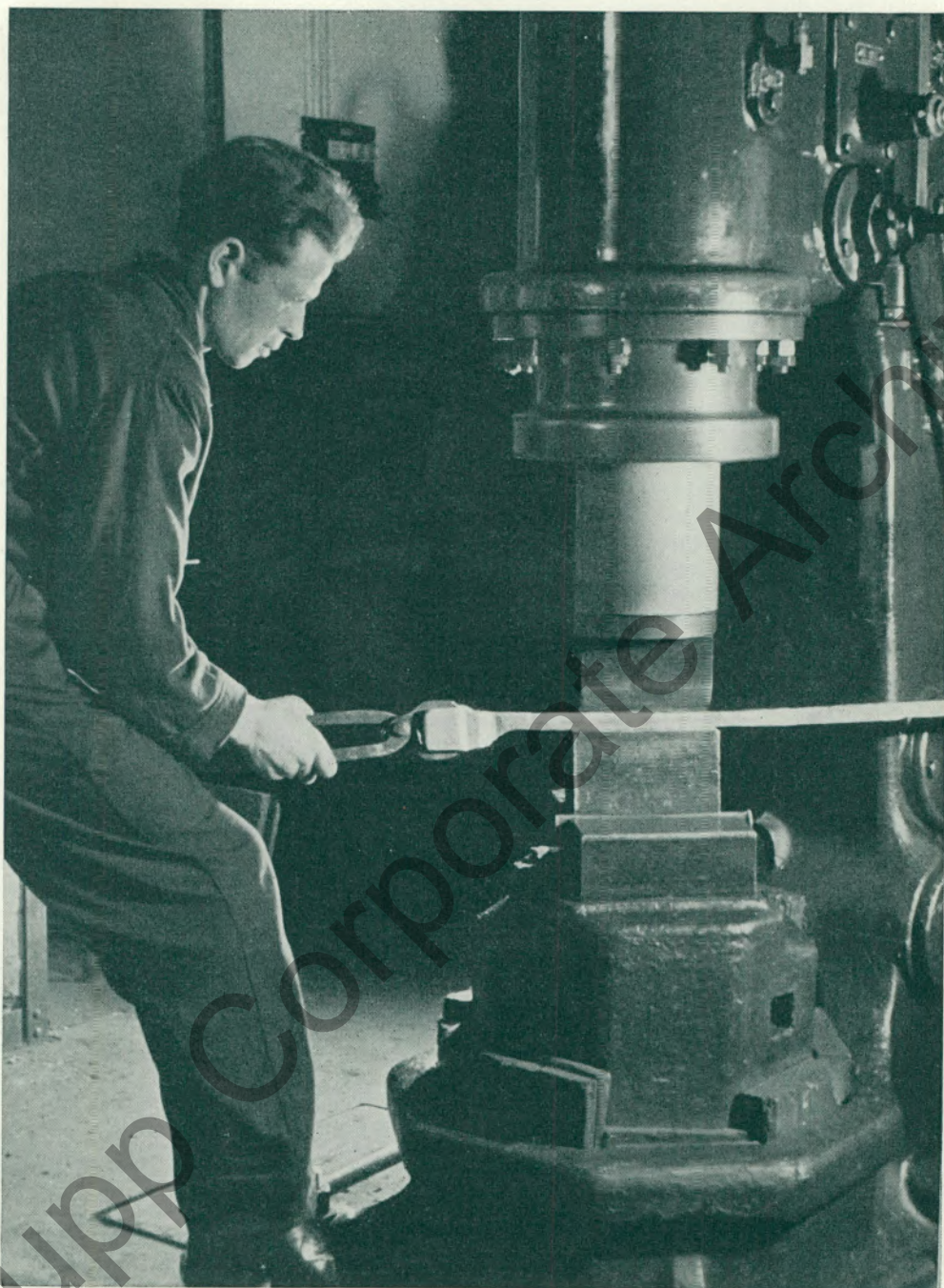
„Vergebens werden ungebundene Geister  
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.  
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.  
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,  
Und das Geseß nur kann uns Freiheit geben.“

\* Aus Ernst Horneffer: „Das Buch vom wahren Leben.“ Verlag A. Bagel AG., Düsseldorf.



# Erbgut, Erziehung und berufliche Leistung.

Ein Beitrag  
zur Psychologie  
des  
Arbeitseinsatz-  
problems  
von  
Dr. Walther Schulz,  
Direktor  
des Rheinischen  
Provinzial-Instituts  
für Arbeits-  
und Berufsforschung.  
(Schluß.)



Der Silberschmied.

Lichtbild: M. Söllner.

## VI.

Hätten wir in unseren bisherigen Ausführungen die allgemeine Leistung aus ihren rassistischen Grundlagen herausgearbeitet sowie Sinn und Einfluß der Erziehung eingehend auseinandergesetzt, so sollen sich unsere weiteren Darlegungen mit der beruflichen Leistung beschäftigen.

Heute ist der arbeitende, schaffende Mensch wieder der Kernpunkt aller wirtschaftlichen Probleme: berufliche Leistung bildet das Fundament unserer wirtschaftlichen Kraft und damit den Schlüssel zu unserer gesamten National- und Volkswirtschaft.

Diese Erkenntnis ist neu, sie ist erst möglich geworden durch den Nationalsozialismus.

## VII.

Das Wörterbuch der Volkswirtschaft<sup>29)</sup> definiert die Berufsarbeit als „wirtschaftliche Tätigkeit zur Be-

<sup>29)</sup> Wörterbuch der Volkswirtschaft (Verlag C. Fischer, Jena) S. 336.

schaffung eines Lebensunterhalts“, und Meyers Kleines Lexikon<sup>30)</sup> nennt „Beruf“ eine „auf Erwerb gerichtete Tätigkeit, auf der die Lebensstellung beruht, entscheidend für die soziale Stellung“.

Es ist einleuchtend, daß solche Begriffsbestimmungen an dem eigentlichen Wesen von Beruf und Berufsarbeit, nämlich an den inneren, das heißt seelischen Beziehungen des Menschen zur Arbeit, vorbeigehen. Freilich, sie sind nicht verwunderlich in einer Zeitstufe, die die Berufstätigkeit rein zweckhaft, nämlich auf bloßen Erwerb gerichtet, sah. Wenn wir heute wieder zum Ursinn des Wortes Beruf, zur „Berufung“ (das heißt einer inneren Stimme folgend) zurückfinden und im Beruf die zur sittlichen Tat erhobene Lebens-tätigkeit eines Menschen erkennen, so danken wir das der neuen weltanschaulichen (rassistischen) Grundhaltung.

<sup>30)</sup> Meyers Kleines Lexikon (Bibliographisches Institut, Leipzig 1931) S. 113.



Es wird daher notwendig sein, diesen Wandel der Auffassungen kurz zu streifen.

Seit Anbeginn unserer Vorfahren gab es drei Urformen der Arbeit: die „werkende“, „kämpferische“ und „denkerisch-künstlerische“<sup>31)</sup>. Aus ihnen sind Bauern, Soldaten, Künstler hervorgegangen, alle natürliche Glieder in der blutsmäßig zusammengehörigen Kette ihres Volkes, von Natur aus zu ihrer Aufgabe berufen: der Bauer, seiner Gemeinschaft Nahrung zu schenken; der Soldat, sie mit seinem Lebens Einsatz zu schützen; der Dichter-Denker-Künstler, ihr Glauben, Gestalt, Kultur zu geben (vgl. Nährstand, Wehrstand, Lehrstand). Aus der Beziehung des einzelnen zur übergeordneten Ganzheit, zur Lebensgemeinschaft, erhielt die Leistung des einzelnen Sinn und Verpflichtung.

Diese ethische Auffassung von der Arbeit war anderen Völkern fremd. Es ist für die innere Haltung des deutschen Menschen charakteristisch, daß das erste aufgezeichnete, etwa um 200 v. Chr. aus Gallien nach Rom gelangte Wort deutscher Sprache das altgermanische Wort für „Beamter“ ist. Der schreibende Römer bezeichnet damit das ihm fremde germanische Treueverhältnis des Dienenden zu seinem Herrn. („ambactus“; gotisch andbahtes = der Gefolgsmann; andbathi, das ambet = Amt — die Bezeichnung für die damalige Arbeit des „Vornehmen“.)<sup>32)</sup> „Amt“ und „Dienst“ sind typisch deutsch und bedeuten in jedem Falle beseeltes Arbeits- und Treueverhältnis.

Auch als sich aus den Anfängen einer Arbeitsteilung allmählich die beruflich-ständische Gliederung entwickelte, blieb die verpflichtende Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft immer spürbar: die Arbeitsgesinnung der schaffenden Stände des mittelalterlichen Menschen ist ein deutlicher Beweis. Damals war die Arbeit das ausgezeichnete Merkmal der Deutschen, war gute Arbeit Ehrensache aller. „Fahrendes Volk“ war mißachtet, weil es keine Stätte ehrbarer Arbeit besaß.

Das friderizianische Preußentum krönte Arbeitsgesinnung und Arbeitsehre zum Arbeitsadel in der Auffassung, daß alles Leben Dienst sei für Volk und Staat. Dieser kategorische Imperativ der Pflicht wurde zum Grundpfeiler der Nation und fand in der Auffassung vom landwirtschaftlichen Eigentum als einer Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft, in der planwirtschaftlichen Ausrichtung der gesamten Wirtschaftspolitik, in der Heranzüchtung des preussischen Menschen mit den Grundätzen „Leistung“ (suum quique) und „Gehorsam“ (travailler pour le roi de Prusse) seinen sichtbaren Ausdruck und seine höchste Vollendung in dem großen König selbst. (Le roi est le premier serviteur de l'état.)

Die revolutionäre Welle, die mit ihrer zersetzenden „Aufklärung“ um 1800 Europa durchflutete, das „Menschenrecht“, das „unzerstörbare“ Recht, das keine Gemeinschaft rauben darf, der Begriff des „absoluten Individuums“ mit seiner egoistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsauffassung, deren höchstes Ziel und Streben das „Glück des einzelnen“ war, die „Vernunft“ (Rationalismus) — all diese neuen Ideen lockerten auch in Deutschland die bisherigen starken Gemeinschaftsbindungen, und am Ende triumphierte der mechanistische Zweckgedanke über den organischen Lebensgedanken. Aus dieser Entwicklung heraus löste sich auch die Arbeit immer mehr vom Menschen (Volk); ihre der Gemeinschaft dienende Rolle ging um so mehr verloren, je mehr sie Mittel zum Zweck, nämlich des immer ungehemmter werdenden Erwerbstrebens, also Ware wurde; Ware, die man kaufen konnte und

<sup>31)</sup> Vgl. dazu auch Arnhold: Aufgaben der Führung in der Front der Deutschen Arbeit. Vortrag vom 15. Oktober 1935.

<sup>32)</sup> Vgl. Wolfig. Loeff: Die Entseelung der Arbeit. Siehe Reihe: Ein Volk steht auf. Walter Kreisenbrink & Co., Berlin 1933.

um Lohn verkaufte und auf diese Weise die seelische Bindung des Schöpfers zu seinem Werk zumächte machte. „Wenn wir auf die tieferen Ursachen des widernatürlichen Verhältnisses zwischen Mensch und Arbeit stoßen, finden wir als letzte Erklärung die Tatsache, daß die liberalistische wie die marginalistische Arbeitsauffassung nicht artgemäß war“<sup>33)</sup>.

## VIII.

Es besteht kein Zweifel: Wesen und Sinn der Arbeit, die Beziehung zwischen Mensch und Arbeit und damit das Problem des „Berufs“ können nur weltanschaulich begriffen werden.

„Arbeit ist uns eine Funktion der Persönlichkeit, des Menschen selbst. Wenn ich diese Arbeit von den Menschen wegnehme, so töte ich diese Menschen, so nehme ich ihnen das Beste weg, ja das einzigste, was Millionen überhaupt haben. Millionen Menschen haben nichts anderes. Sie haben keinen Besitz, haben keine Reichtümer, kein Geld, kein Gut, keinen Boden, keine Fabrik, sie haben kein Wissen, keine Examina — alles das haben sie nicht, weil sie arm waren. Aber was der Arbeiter besitzt als einzigstes Gut, ist seine Fähigkeit, Arbeit zu leisten. Wenn er sich dieser Fähigkeit oder dieses Begriffes wie einer Ware begibt und sie verkauft, so verkauft er sich selber. Die Arbeit ist der Wertmesser des Menschen. Die Arbeit zeigt den Menschen, wie er sich gibt, was er leistet, was er tut, was er wert ist. Ja, die Arbeit ist die Persönlichkeit selber. Die Arbeit stellt überhaupt erst die Persönlichkeit dar! Ohne den Begriff der Arbeit des Menschen gibt es keine Persönlichkeit. . . Arbeit ist auch der Ausdruck der Disziplin, der Ausdruck des schöpferischen Geistes in diesem Menschen. Die Arbeit ist der Ausdruck des Kampfes, den der Mensch führt. Ob der Kampf in Form eines Krieges zum Ausdruck kommt, wie wir ihn erlebt haben, oder ob dieser Kampf in der Form des täglichen Alltags in der Fabrik, der Werkstatt, des Bauern oder des Handwerks in Erscheinung tritt, ist völlig gleichgültig. Die Arbeit . . . ist der schöpferische Geist, mit einem Wort: Die Arbeit ist der Mensch selber. Er wird nie eine höhere Freude haben als an seinem Schaffen . . . Mit einem Wort: Die Arbeit ist das Leben!“ (Dr. Ley.)

Wir werten also die Arbeit, sehen in ihr ein hohes Ideal. Freilich, Werte und Ideale können niemals verstandesmäßig begriffen (und deshalb auch nicht wie mathematische Lehrsätze bewiesen), sondern nur durch das lebendige Wertgefühl erlebt<sup>34)</sup> werden. Wertgefühl und Wertenerlebnis aber sind Gesetz und Ausdruck der Rasse. Mögen daher andere Völker in der Arbeit eine Plage und Anstrengung sehen — vgl. „labour“ oder „travail“ (von trepanus = Marterinstrument) — wir Deutsche sehen aus dem Wertenerlebnis unserer Rasse in der Arbeit Voraussetzung und Inhalt des Lebens, sittliche Kraft des Dienkönnens, Pflicht, Ehre, Stolz und damit Lebensfreude, Glück, Zufriedenheit.

Eine vergangene Zeit hatte den Sinn der Arbeit in egoistischem Erwerbstreben gesehen, weil die innere Haltung zur Arbeit, „jener Wille zum Kampf, zur Leistung, zum Einsatz und zum Opfer, der dem deutschen Menschen eingeboren“<sup>35)</sup>, nicht mehr „arteigen“ war; die neue Zeit ist zum Ursinn der germanischen Auffassung von der Arbeit als sinnvoller sittlicher Tat zurückgekehrt: Es ist der Sieg des artgemäßen Arbeits- und Berufsethos als stärkster gemeinschaftsbildender Kraft über die nicht artgemäße händlerisch-geschäftliche These, die in Wahrheit die Gemeinschaft zerstört.

<sup>33)</sup> Arnhold: Mensch und Arbeit, S. 8. Herausgegeben vom Amt für Berufserziehung und Betriebsführung der Deutschen Arbeitsfront.

<sup>34)</sup> Vgl. auch O. Biener: Das Arbeitserlebnis und seine Wandlungen. O. Biener: Erziehung und Arbeit. O. Biener: Psychologische Grundlagen der Arbeit. In Riedel: Arbeitskunde. Verlag Teubner 1924.

<sup>35)</sup> Arnhold: Mensch und Arbeit, S. 14.



## IX.

Aus dieser „Wiedergeburt“ der Berufsarbeit aber werden wir zur Überprüfung aller bisherigen Formen, die das Verhältnis des Menschen zu Arbeit und Beruf gegenständlich behandeln, nämlich der Menschenführung, Berufsziehung, Berufslenkung, Berufsberatung usw., schreiben müssen. Das gilt nicht zuletzt auch für die Berufsauslese und ihre Methoden.

Daß die herkömmlichen psychotechnischen Berufsausleseverfahren ausschließlich die verstandesmäßige Seite der Leistung in der Form messender Einzelleistungen zum Mittelpunkt ihrer Untersuchung gemacht und die Gesamtleistung als Summe (Mosaikbild) dieser begabungsmäßigen Einzelleistungen hingestellt haben, ist nicht wegzuleugnen. Wie weit in den Anfängen solcher Bestrebungen, menschliche Anlagen zu erkennen, nur dieser Weg möglich war, kann hier nicht näher dargelegt werden. Solange diese Verfahren sich aber auch heute noch nur im Wirkungsbereich des Verstandes (Begabung) bewegen, so lange sie zusammenhanglose Einzelaktionen (Empfindlichkeit für elementare Sinnreize, wie Taste-, Gelenk- und Muskelsinn, Gedächtnis, Kritikfähigkeit, Konzentrationsfähigkeit usw.) mechanisch aneinanderreihen, aber zu Grundhaltung, Wertelerlebnis, Wille, Gefühl, Charakter, das heißt also zu den seelischen Wurzeln der Leistung nicht vorzudringen vermögen, solange stehen sie „auf falschem Arbeitsplatz“. Denn sie berücksichtigen nicht, „daß das Wesen des Menschen nicht vorwiegend der Verstand, sondern die Seele und das Gemüt ist, daß die seelischen Kräfte bei der Arbeit eine unvergleichlich höhere Rolle spielen als die verstandlichen“<sup>36</sup>).

Wenn also die herkömmliche Psychotechnik durchaus gangbare Wege zu den äußeren Eigenschaften eines Menschen gefunden hat, so wird sie sich jetzt ernstlich darum bemühen müssen — im andern Falle wird sie, weil der neuen Haltung nicht entsprechend, abtreten müssen —, in das die Gefühls-, Willens- und Charaktergrundlage umfassende Seelengebiet und so zu den rassistischen Grundkräften des Menschen (die wir in den ersten Kapiteln unserer Arbeit eingehend herausstellten) und damit zu seiner „inneren Berufung“, dem Grundkern unseres heutigen Eignungs- und Leistungsproblems, vorzustoßen. Dabei wollen wir deutlich unterstreichen, daß wir nicht in die scharfe Kritik einstimmen, die die Psychotechnik heute vielerorts, zum Teil von Nichtwissern, erfährt. Es wird immer ein Verdienst der Psychotechnik bleiben, die ersten systematischen Versuche, die Leistungsfähigkeit von Menschen auf experimentellem Wege festzustellen, unternommen zu haben. Es sei nur daran erinnert, daß beispielsweise Amerika, von den Ergebnissen psychotechnischer Methoden (Begabungsprüfungen an über 100 000 amerikanischen Rekruten nach ihren Herkunftsländern) ausgehend, zu einer Kulturwertung der Rassen geschritten ist, „indem es zwischen ‚erwünschter‘ (nordwesteuropäischer) und ‚unerwünschter‘ (südosteuropäischer) Einwanderung unterschied, die mongolische aber als ganz unerwünscht vollständig unterband“<sup>37</sup>).

## X.

Wir wollen nicht behaupten, daß etwa uns der Vorstoß in die rassistischen Grundkräfte (Gefühls-, Willens-, Charakter-, Wertgrundlagen einschließlich der Begabungsrichtungen) bereits restlos gelungen wäre. Wir glauben aber auf dem richtigen Wege zu sein, wenn wir das als „Einheit“ und „Ganzheit“ verstandene körperlich-seelische Wesensgefüge des Menschen (Grundstruktur genannt) in den Mittelpunkt unserer Untersuchung stellen und somit zur Erb-

<sup>36</sup> Arnhold: Mensch und Arbeit, S. 15.

<sup>37</sup> Näheres siehe H. W. Siemens: Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik, S. 141 ff. Verlag Lehmann, München 1934.

anlage, das heißt also zu den Zusammenhängen von Rasse, Stamm und Persönlichkeit, vordringen<sup>38</sup>).

Unsere Methode fußt also auf der Erkenntnis, daß der Mensch nicht eine Summe von Eigenschaften ist, die ohne wesentliche Verbindung nebeneinanderstehen, sondern daß der Mensch vielmehr ein einheitliches Gefüge darstellt, dessen Glieder wie die Organe eines lebendigen Körpers in je bestimmter Beziehung zueinander stehen und in ihrer harmonischen Zusammenarbeit ein Ganzes ergeben, das unvergleichlich mehr ist als die Summe seiner Teile.

Aus dieser Erkenntnis ergibt sich folgerichtig, daß grundsätzlich eine einzige Äußerung (Reaktion) des Menschen, über ihren Wert als Einzeläußerung hinaus, über das ganze Wesen des Menschen, dessen Äußerung sie ist, Aufschluß gibt. Infolge der Kompliziertheit und Mannigfaltigkeit des menschlichen Wesensgefüges ist aber eine Mehrheit von Reaktionen und Beobachtungen auf verschiedenen „Ebenen“ (Zentral-schichten) notwendig. Je tiefer durch ein solches Untersuchungsverfahren der Vorstoß in die „Persönlichkeitskerne“ gelingt, um so sicherer und zuverlässiger sind die Möglichkeiten zur Erfassung des menschlichen Wesens in seiner Ganzheit, das heißt in seiner Grundstruktur.

Die umstehende Tabelle stellt einen Entwurf menschlicher Grundstrukturen dar. Sie ist unter Anlehnung an Jaensch<sup>39</sup>) von uns zu Zwecken der praktischen Anwendbarkeit für die Persönlichkeitserfassung aufgestellt worden. Wenn sie hier aus Raumgründen nicht umfassend zum Ausdruck gelangt, so wird jeder Praktiker dennoch erkennen, daß die wesentlichsten seelischen Merkmale festgehalten worden sind. Dabei muß ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die Strukturabelle nicht schematisch aufgefaßt werden darf: Es gibt sogenannte reine Strukturen, aber es gibt auch gleitende Uebergänge und Bindungen zwischen den einzelnen Strukturen und untereinander, in der Tabelle durch Pfeile gekennzeichnet. Wesentlich ist, daß die Grundstrukturen, Uebergangsformen, Bindungsformen, Mischformen usw. unter entsprechenden Voraussetzungen im Einzelfall durchaus erfaßt werden können.

Wie klar auf diese Weise die Verschiedenart der einzelnen Persönlichkeitskerne herausgeschält werden kann, mag an einem praktischen Beispiel gezeigt werden, daß die Möglichkeit des eindeutigen Erfassens der Erlebnisfähigkeit (Wert-erleben) nachweist. (Diese Prüfung stellt naturgemäß nur ein Teilstück unserer Untersuchungsmethode dar, die sich im übrigen auf das Willensverhalten, das anschauliche Erleben, den Bewegungsablauf [Psychomotorik], den Arbeitscharakter, das psychische Tempo und die einzelnen Begabungsrichtungen<sup>38</sup>) erstreckt.)

Eines der beiden S. 536/37 wiedergegebenen Bilder wird den Prüflingen vorgelegt mit der Anweisung, sich dasselbe eine Minute lang anzusehen, um sich dann zu dem Bilde zu äußern. Ein bestimmter Hinweis auf die Art der Äußerung wird bewußt unterlassen. Den Prüflingen wird lediglich gesagt, daß es nicht darauf ankommt, sich besonders „gemächelt“ auszudrücken, sie sollten darüber so schreiben, „wie ihnen der Schnabel gewachsen sei“.

Jeder Leser (der im übrigen an sich selbst die praktische Probe aufs Exempel machen kann, indem er — ohne vorläufig weiter zu lesen — eins der Bilder anweisungsgemäß betrachtet und seine Gedanken niederschreibt) wird beim Vergleich der nachfolgenden Äußerungen von Abiturienten und Volksschülern erkennen, wie unterschiedlich die Wirkung des gleichen Bildes

<sup>38</sup> Näheres siehe W. Schulz: Strukturtypus und Begabung. „Die Rheinprovinz“ Nr. 1 und 2, 1936.

<sup>39</sup> Es ist das große Verdienst E. R. Jaensch's, mit seiner Marburger Schule die Lehre von den „Grundformen menschlichen Seins“ (Grundstrukturen) begründet und in einer großen Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten bestätigt zu haben. Ausführliches Literaturverzeichnis siehe Schulz: Strukturtypus und Begabung. „Die Rheinprovinz“ Nr. 1 und 2, 1936.



# Strukturtafel zur biologisch-

Aufgestellt vom Rheinischen Provinzial-Institut

Strukturgruppe	Wahrnehmung, Vorstellung	Erlebnisform, Gefühl, Phantasie	Denken, Ausdruck, Sprache	Wille	Einstellung zur Außenwelt
I Wirklichkeitsnahe, abstandswahrende Grundhaltung.	Objektiv. Sachlich. Klar und scharf.  Vorstellung weniger anschaulich und ansprechbar. - Im allgemeinen langsamer Vorstellungsablauf.	Vorwiegend nüchtern. Gefühl nach innen gerichtet. Zurückhaltung.  Weniger differenzierte Gefühlsfähigkeit für die Außenwelt. Geringes Einfühlungsvermögen, geringere Umstellfähigkeit, oft phantasiarm.	Real-logisches, gründliches, ziel- und zweckbewusstes Denken. Neigung zum empirischen Denken, das heißt Anerkennung nur des erfahrungsmäßigen Gegebenen. Meist sichere Erfassung praktischer Sachlagen. Einfacher, meist knapper, prägnanter, unbildhafter Sprachausdruck.  Weniger kombinatorisches Denken. Schwache Ausdrucksfähigkeit in Gestik und Mimik. Oft sprachliche Unbeholfenheit.	Ausdauernder Wille. Willensfestigkeit und Stabilität. Wille konkret und real gerichtet. Bereitschaft zum Handeln. Hart. Stur. Leistungseinstellung. Einfaszbereitschaft.	Abstand zur Außenwelt. Außenwelteinflüssen weniger zugänglich. Verschlossen.  Geringe Anpassungsfähigkeit, oft reine Sacheinstellung auch gegenüber Personen.
II Wert- und idealbedingte Grundhaltung.	Wahrnehmung und Vorstellung von der Ideal- und Wertwelt beherrscht. Möglichkeit der getrennten Beachtung der Ganzheit und der Einzelheiten.  Bedingt ansprechbar. In der Wahrnehmung selektiv, das heißt von der Einstellung abhängig.	Wertbetonte, gefühlstiefe Erlebnisform. Einfühlungsvermögen selektiv, das heißt in Abhängigkeit von der beherrschenden Idee. Idealgerichtete Phantasie. Wertbedingtes Sachinteresse.  Gefahr der Wirklichkeitsfremdheit infolge zu starker Beherrschung durch die Idee. Oft Konflikt zwischen Kopf und Herz.	Beseeltes, organisches, vorwiegend sinngerichteter, sowohl logisches als auch kombinatorisches Denken, im Dienste von Ideen, die im Eitlichen und Heroischen, wie im Weltanschaulichen und Religiösen, wie im Künstlerischen und Wissenschaftlichen liegen können, wobei aber immer das Denken erlebnismäßig verankert ist. Sprachausdruck dynamisch, zuweilen zum Pathos neigend. Durchdringung des Gedanklichen mit dem Anschaulichen.  Gefahr des einseitig-idealgerichteten Denkens. Ausdrucksfähigkeit ist durch das Erlebnis bedingt.	Willensfestigkeit u. Ausdauer im Dienst der Idee. Auf weit gesteckte Ziele gerichtet, aber im praktischen Handeln sind Schwankungen möglich. Einfaszbereitschaft aus der Idee und für die Idee.	Außenwelteinflüssen zugänglich, aber nicht unterworfen. Opferbereitschaft für die Idee. Oft besonders soziale Einstellung, dabei mehr aus der Idee als aus der Einfühlung.  Oft Vernachlässigung der praktischen Notwendigkeiten.
III Einfühlende, weltoffene Grundhaltung.	Anschaulich bildhaft, schneller Vorstellungsablauf. Ganzheitliche Betrachtungsweise. Dabei vielfältig und einzelheitenreich.  Gefahr mangelnder Objektivität, da Wahrnehmung und Vorstellung vom Gefühl stark durchdrungen.	Körperlich-seelisch einheitliche Erlebnisform. Gefühlsreichtum. Starkes Einfühlungsvermögen. Weltaufgeschlossenheit. Phantasiebegabung.  Gefühlsabhängigkeit. Gefahr mangelnder Ichbehauptung. Unterliegt oft Stimmungen.	Organisches, beseeltes, kombinierendes, intuitives, gefühlbetontes Denken. Körperlich-seelische Ausdrucksfähigkeit (betonte Gestik und Mimik). Bildhafter, oft künstlerischer Sprachausdruck.  Weniger Neigung zum logischen Denken, oft mangelnde Straffheit in Sprache und Darstellung zugunsten von Breite, Weitschweifigkeit und Assoziationsreichtum.	Willenshaltung elastisch. Willensausdauer von Interesse bzw. Wertgebundenheit abhängig.	Aufgeschlossene, weltoffene, den Einflüssen der Außenwelt sehr zugängliche und auf sie gerichtete Einstellung. Leichtere Gewöhnung an neue Situationen, große Bereitschaft zur Gemeinschaft.  Beeinflussbarkeit.
IV Subjektive, bewegliche, schnell umstellfähige Grundhaltung.	Sehr breites Wahrnehmungsfeld, schneller, lebhafter Vorstellungsablauf.  Oft verzerrt und unwirklich.	Sehr vielseitige Erlebnisfähigkeit. Infolge leichter Ansprechbarkeit und Differenziertheit des Gefühls mehr subjektiv „zufühlend“ und projizierend als rezeptiv einführend. Starke Phantasietätigkeit.  Sehr sprunghaft. Oft zersplittert und oberflächlich. Instinktunsicherheit. Oft schreckhaft, phantastisch, zum Affekt und zur Übersteigerung neigend.	Kombinatorisches Denken. Originell. Starke, wechselnde und wandlungsfähige, körperlich-seelische Ausdrucksfähigkeit. Starkes Ausdrucksbedürfnis. Affektive Gestik.  Da stark assoziativ, sprunghaft, suggestibel und ichbezogen, oft mangelnde Objektivität, Tiefe und Logik. Mangelnde Kontinuität des Denkens (Brockenhaftigkeit). Unberechenbarkeit.	Durchgängige Willensleitlinie fehlt. Augenblicksbetont. Impuls- und interessenabhängig, starken Schwankungen unterworfen, geringe Einfaszbereitschaft.	Auf die Außenwelt zielende Einstellung. Große Anpassungs- und Umstellfähigkeit.  Wechselndes Verhalten in Situationen. Infolge subjektiver Einstellung oft mangelndes Verständnis für die Gesamtheit.
V Subjektive, bewegliche, aber verstandesmäßig beherrschte Grundhaltung.	Sehr breites Wahrnehmungsfeld, schneller, lebhafter Vorstellungsablauf; verstandesmäßig beherrscht.  Oft verzerrt und unwirklich.	Vom Verstand beherrschte Erlebnisform bei gefühls- und phantasiemäßig leichter Ansprechbarkeit und differenzierter Einfühlungsfähigkeit.  Durch verstandesmäßige Beherrschung ist die entsprechende Gefühlsäußerung gehemmt, daher oft Vergewaltigung des natürlichen Gefühls; nicht im gefühlsmäßigen Erleben aufgehend, sondern distanziert erlebend (rationale Bewußtheit des Erlebens). Instinktunsicherheit.	Begriffliches, konstruktives, spekulatives Denken, weitgehend losgelöst vom Erlebnischarakter, daher formal und systematisch, sowohl analysierend als auch verstandesmäßig kombinierend, aber auch infolge der subjektiv-beweglichen Erlebnisform sehr schnell und wendig. Sprachausdruck rational, vielseitig gewandt (pointiert). Versuch der Einordnung aller Erscheinungen und Erlebnisse in rationale Schemata.  Gefahr des Formalismus und des Intellektualismus. Gefahr der „Prinzipienreiterei“. Oft egozentrisch.	Von interessegebundener Zielsetzung abhängig, dann bewußt zähe Zielgerichtetheit. Plötzlich Durchbrüche der an sich labilen Grundhaltung möglich. Aktivität, Ausdauer und Fähigkeit besonders im Psychischen, aber auch im Physischen möglich. Im allgemeinen geringere Einfaszbereitschaft.	Anpassungsfähigkeit und Wendigkeit, auf die Außenwelt gerichtet, bewußt sachliche Einstellung möglich. Formale Korrektheit.  Da instinktunsicher, häufig Mißtrauen und Skeptizismus. Unsicher, wenn verstandesmäßige Grundsätze versagen. Wenig Ein- bzw. Unterordnungsfähigkeit infolge rationalen Ueberlegenheitsbewußtseins. Gefahr der Egozentrität, oft mangelnde soziale Einstellung und Gefahr der Täuschung durch bewußt nach außen beherrschtes Auftreten.



# psychologischen Berufskunde.

für Arbeits- und Berufsforschung, Düsseldorf.

Voraussetzungen	Arbeiter der Faust	Berufsbeispiele
<p>Wirklichkeitsnahe Grundhaltung. Objektiv-fachliche Wahrnehmungswelt und Vorstellungswelt. Real-logisches, ziel- und zweckbewusstes Denken. Fähigkeit zur Dauerkonzentration. Gleichmäßige Arbeitsweise Gleichmäßiges Tempo, Willensdauer. Fähigkeit zu gleichbleibender, einförmiger Arbeit. Zuverlässigkeit in der Einzelausführung. Gründlichkeit. Geringe Ablenkbarkeit durch Außenwelt. Einfach- und Zupackbereitschaft. Stabil, nüchtern, nach innen gerichtet. Reaktionsicher.</p>	<p>Eisen-, Stahl-, Steingewinnung und -verarbeitung: Schmied, Schmelzer, Gießer. Mechanische Metall- und Steinbearbeitung: Schlosser, Hobler, Dreher, Fräser, Bohrer, Blechschlosser, Pflasterer, Betonarbeiter, Bergmann, Maurer. Gebundene Apparateherstellung: Grobmechaniker (gesamtmechanische Arbeit). Landwirtschaftliche Berufe: Melker, Züchter, Ackerbauer, Knecht. Außerdem als typische Beispiele: Verlade-Kranführer, Lokomotivführer, Seemann sowie Berufe, die körperl. Kraft u. Wendigkeit mit Mut u. Entschlossenheit verbinden. Beispiel: Montagearbeit (Kletterberufe). Bevorzugt: Großarbeit anstatt Klein-Pasarbeit.</p>	<p>Kaufmännische Berufe: Buchhalter, Kassierer, Betriebsstatistiker, Kanzleisekretär, Bank-, Versicherungsangestellter (Innendienst, Buchhaltung). Akademische Berufe: Naturwissenschaftler, Berg- und Schiffingenieur, Konstruktionsingenieur, Geologe, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Landmesser, Tierarzt, Apotheker, Staatsanwalt. Außerdem als typische Beispiele: Förster, Verkehrsflieger, Steuermann, landwirtschaftliche Techniker.</p>
<p>Wertende Grundhaltung. Beseehtes, organisches, vorwiegend sinngerichtetes, sowohl logisches als auch kombinatorisches, im Dienste von Werten stehendes Denken. Energie und Willensausdauer. Besondere Einfach- u. Opferbereitschaft körperlicher u. geistiger Art. Begeisterungsfähigkeit. Soziale Einstellung. Außenwelteinflüssen zugänglich, ihnen aber nicht unterworfen. Anschaulicher als Gruppe I. Belebender, sinngerichteter Kräfteeinsatz. Sowohl gedanklich als auch anschaulich. Voller Kräfteinsatz, besonders bei Wertbezogenheit der Betätigung (Berufsethos). Dann Konzentration und Gleichmaß, insbesondere auch bei Kleinarbeit und gleichförmiger Arbeit.</p>	<p>Belebende, sinngerichtete, formgebende und feiner gestaltende Tätigkeit: Formner, Kunstschlosser, Feinmechaniker (Apparatebau, Elektromechaniker), Klempner, Installateur, Elektriker, Optiker, Goldschmied, Uhrmacher, Sattler, Graveur. Holzverarbeitung: Zimmermann, Kaufschreiner, Möbelschreiner, Modellschreiner, Stellmacher, Karosseriebauer, Drechsler, Küfer. Graphisches Gewerbe: Schriftsetzer, Buchdrucker, Chemigraph, Lithograph. Leder verarbeitende Berufe: Sattler, Schuhmacher. Papierherstellung: Buchbinder. Außerdem als typische Beispiele: Stukkateur, Dachdecker, Textilarbeiter, Kürschner, Gärtner, Steinbildhauer, Porzellanarbeiter, Glaschleifer, Glaser, Straßenbahnführer.</p>	<p>Kaufmännische Berufe: Kaufmann, Korrespondent, Verkäufer in Eisen, Maschinen. Akademische Berufe: Pädagoge, Volkswirt, Arzt, Theologe, Richter. Außerdem als typische Beispiele: Berufsberater, Staatsdiener, Soldat, sozial tätige Angestellte und Beamte, Organisator, technischer Zeichner, Betriebsingenieur, Sportlehrer, Förster, Forstbeamte.</p>
<p>Einfühlende, weltoffene Grundhaltung. Wahrnehmungswelt und Vorstellungswelt optisch, bildhaft, einzelheitenreich. Breites Wahrnehmungswelt und Aufmerksamkeitsfeld. Sinngedächtnis, Formverständnis. Beseehtes, kombinierendes, intuitives, gegenständliches Denken. Phantasiebegabung. Besonderes Einfühlungsvermögen. Umstell- und Anpassungsfähigkeit. Rhythmisches, anpassungsfähiges Tempo. Reaktionsgeschwindigkeit. Ausdrucksfähigkeit, Sprachbegabung. Aufgeschlossene, auf die Außenwelt gerichtete Einstellung. Oft künstlerisch produktives Empfinden. Infolge größerer Vielseitigkeit Gefahr der geringeren Tiefe. Sensibilität. Elastische Willenshaltung.</p>	<p>Textil-Form- und Farbgebung: Handwerkliche Weberei, Seiden- und Stoffmalerei. Glas und Stein verarbeitendes Handwerk: Feinoptiker, Diamant- und Edelsteinschleifer, Juwelier. Verfeinertes Holzverarbeitendes Handwerk: Kunsttischler, Holzschneider, Geigenbauer, Vergolder, Polierer, Bildereintahmer. Bekleidungs-gewerbe: Schneider, Kürschner, Hutmacher, Dekorateur. Nahrungs- und Genussmittelgewerbe: Bäcker. Außerdem als typische Beispiele: Feinmechaniker (mit Übergang nach II), Feinsattler, Maler, Dekorateur, Musterzeichner, Kunstgewerbler, Photograph, Anstreicher, Lackierer.</p>	<p>Kaufmännische Berufe: Verkaufstätigkeit, Vertreter, Reisender. Akademische Berufe: Geisteswissenschaftler, bildender Künstler, Architekt, Kunsthistoriker, Archäologe, Journalist, Künstler. Außerdem als typische Beispiele: Propagandist, Reklamemaler, künstlerischer Werbefachmann, Tätigkeit in Buchhandel, Musik- und Kunstverlag, Bühnentänzer, künstlerische Virtuosen.</p>
<p>Subjektive, bewegliche, schnell umstellfähige Grundhaltung. Kombinatorisches Denken. Breites Wahrnehmungswelt. Phantasiebegabung. Starke körperlich-seelische Ausdrucksfähigkeit. Oft schwungvoller Sprachausdruck, Sprachenbegabung. Aufgeschlossene, initiative, auf Außenwelt gerichtete Einstellung. Psychisches Tempo, ungemein reaktionsgeschwindigkeit. Starke Wendigkeit. Umstellbarkeit. Besonders zu momentaner Anspannung neigend. Anpassungsfähigkeit. Große Breite des Aufmerksamkeitsfeldes. Unter günstigen subjektiven Bedingungen oft künstlerisch-produktiv im nachschöpferischen Sinne. Schneller Gedankenablauf.</p>	<p>Kundenberufe: Konditor, Koch, Friseur, Kellner, Zigarettenverkäufer. In Übergängen auch Berufe der Gruppe III.</p>	<p>Kaufmännische Berufe: Verkaufstätigkeit in Modewaren, Warenhaus. Akademische Berufe: In Übergängen auch Berufe der Gruppe III, desgleichen auch der Gruppe V. Außerdem als typische Beispiele: Schauspieler, künstlerische Virtuosen, Artistenberufe, Grottesktänzer.</p>
<p>Subjektive, bewegliche, aber beherrschte Grundhaltung. Verstandesmäßig kombinierendes, vorwiegend kritisches, oft hervorragend konstruktives Denken. Wendigkeit und Anpassungsfähigkeit. Schneller Gedankenablauf. Geistige Initiative. Breites Wahrnehmungswelt. Vielseitig gewandter, begrifflich klarer Sprachausdruck. Bewußt zielgerichtete, aber elastische Willenshaltung.</p>	<p>Spielraum für vielseitigste Berufsmöglichkeiten mit Ausnahme der körperlichen Schwerarbeit.</p>	<p>Kaufmännische Berufe: Bank (Außendienst), Börse, Agent, Makler. Akademische Berufe: Rechtsanwalt, Versicherungsmathematiker, Konstruktionsingenieur. Außerdem als typische Beispiele: Kritiker, häufig technischer Zeichner.</p>





Prüfbild 1.

auf die verschiedenen Menschen infolge ihrer verschiedenartigen seelischen Grundhaltung ist. Er wird aber weiter feststellen, daß bei einiger Übung die einzelnen Äußerungen in die verschiedenen Spalten der Strukturtafel: „Wahrnehmung, Vorstellung“ — „Erlebnisform, Gefühl, Phantasie“ — „Denken, Ausdruck, Sprache“ und „Einstellung zur Außenwelt“ eingegliedert werden können und es damit im Einzelfalle durchaus gelingt, die jeweilige Grundhaltung (Strukturgruppe) festzustellen.

#### a) Äußerungen von Abiturienten zum Prüfbild 1.

##### Strukturgruppe I.

Das vorgelegte Bild stellt eine zusammengeschossene Kirche dar. Teile des Hochaltars brennen. Das Kreuzifix ist unbeschädigt. Ein Soldat, feldmarschmäßig ausgerüstet, steht, auf sein Gewehr gestützt, vor dem Haupteingang. Die auf dem Bild zu sehenden bleiverglasten Fenster sind stark beschädigt.

##### Strukturgruppe II.

Das ist der Krieg, mit all seinen Schrecken, seinem Elend und der Vernichtung, der selbst vor einem Gotteshause nicht standhält. Wenn dieses Bild der Zerstörung mich tief erschüttert, so wird mir das Bild doch niemals die Überzeugung bringen, meine Pflicht nicht zu tun, wenn das Vaterland mich ruft, Volk und Heimat zu verteidigen. Die heiligste Pflicht eines Soldaten ist, für das Vaterland zu streiten, unbeirrbar und mutig voran.

##### Strukturgruppe III.

Die rauchenden Trümmerreste sind die letzten Zeugen des vergangenen Brandes. Weiße Rauchfahnen schlängeln sich an den noch übriggebliebenen Mauerresten empor, werden vom Wind erfaßt und ins Unendliche getragen. Eine lodernde Flamme gibt den armseligen Überresten einer ehemals stolz hochragenden gotischen Kirche eine geheimnisvolle Beleuchtung. Einen trostlosen Anblick bieten die zerbrochenen Fenster der allein stehengebliebenen Hintermauer. Als einziges Wahrzeichen ist das hohe, langgestreckte Kreuz mit der Figur des Erlösers erhalten ge-

blieben, zu dessen Füßen sich eine Opferflamme — ewiges Feuer? — erhebt. Der Soldat, von dem Anblick tief gerührt, denkt dabei an Heimat und Herd.

##### Strukturgruppe IV.

Das Bild kommt mir geradezu unheimlich vor. Grauenvoll ist alles zerstört. Ich hätte Angst, an dieser Stelle zu weilen. Es ist ein Bild, als wäre es das jüngste Gericht. Geradezu schaurig wirkt der Innenraum. Hier liegen Totengerippe wir durcheinander. Die zum Himmel aufsteigende schwelende Flamme erhöht noch die geisterhafte Wirkung des Ganzen. Der Soldat muß schon viel Schreckliches erlebt haben, sonst könnte er unmöglich längere Zeit an diesem Orte bleiben.

##### Strukturgruppe V.

Was soll die realistisch-expressionistische Photographie darstellen? Eine im Krieg zerstörte Kirche, von der nur noch die Grundmauern, ein „Teilschen“ der Fenster und das riesengroße Kreuzifix übriggeblieben sind. Eigenartig ist, daß die Flamme über dem Altar emporsteigt. Unnatürlich ist nur, daß die herabgestürzten Gesteinmassen alle nach innen und nicht nach außen gefallen sind. Was hat das Bild überhaupt für einen „sittlichen Nährwert“, wenn man so sagen darf? Es könnte als Hintergrund einer Kriegsszene gelten; es wäre drastisch genug, um die Schrecken des Krieges darzustellen. Das Bild könnte eventuell die Zeichnung eines Augenzeugen sein während des Dreißigjährigen Krieges (wenn nicht die moderne Uniform des Soldaten da wäre) oder sogar während des Weltkrieges sein. Der Soldat muß seiner Stellung und seines Blickes nach sehr erschüttert und vielleicht tief sinnig nachdenkend über das Zerstörungswerk sein. Das wäre aber nicht folgerichtig, wenn man im allgemeinen die Ansicht eines Soldaten über die Kirche als antichristlich kennt. Ich möchte nur allzuerst einmal eine gotische Kirche (siehe Gestalt der Fenster) sehen, die sofort an einer Straße liegt.

#### b) Äußerungen von dreizehn- bis vierzehnjährigen Volkschülern zum Prüfbild 2.

##### Strukturgruppe I.

Auf dem Bilde ist der Tod und der Krieger. Der Tod ist von Schlangen umgeben. Er reitet ein dürres Pferd. Der Krieger hält in der Rechten eine Lanze. An der linken Seite hängt ein langes Schwert. Er reitet auf einem starken Rosse. Vor den Hufen des Rosses liegt ein Totenkopf. Oben links liegt auf dem Berge eine Burg.

##### Strukturgruppe II.

Auf dem Bilde sehen wir einen Ritter. Ihn stört nicht Teufel und Tod. Sondern er denkt nur vorwärts. Man sieht in seinem Gesichte keine ängstliche Miene, er reitet immer weiter, denkt an gar keine Angst. Er tut so, als wären Tod und Teufel gar nicht da. So wie es sich als Kriegsmann gehört. Einer hat zu befehlen, und alle andern haben zu gehorchen. Er hat nur das „Vorwärts“ im Sinn und sonst nichts. Man sieht, daß er stark gerüstet ist und sich wehrt, wenn einer angreift.

##### Strukturgruppe III.

Weit hinter einem Dorfe ist ein großes freies Feld. Bäume bilden die Umzäunung. Ein gepanzerter Ritter unterhält sich im Gespräche eines zweiten Reiters. Unten auf dem Boden kriechen giftige Schlangen, sogar ein Löwe hat sich herbeigeschmeichelt. Mit der Lanze in der Hand sticht der Ritter die giftige Schlange tot. Indessen ist auch noch ein Indianer nach diesem Gebrüll herbeigeeilt. Dieser will auch einmal das Drama zusehen. Im hinteren Teil ist eine Burg mit einem schönen Wald umgeben.

##### Strukturgruppe IV.

Dieses Bild läßt uns wieder an die Germanenzeit erinnern, die sich vor vielen hundert Jahren in einem Lande abspielten. Diese Germanen trugen schwere Panzer und Helme. Wenn sie in eine Schlacht gerieten, konnten sie ihnen nicht sofort mit dem Schwerte in den Körper dringen. Die Obersten der Germanen saßen hoch auf den Pferden und töteten die Menschen, die sich den wilden Pferden näherten. Viele blutige und verstorbene Menschen lagen auf den Straßen, es war ein Schauderhaftes zu sehen. Sie hatten aber ja kein Mitleid mit den Menschen. Wir





Prüfbild 2.

Archives

können der heutigen Regierung danken, daß es uns nicht so ergeht wie den Germanen.

Strukturgruppe V.

Als ich das Bild sah, kam mir sofort ein Gedanke. Wir erblicken den Ritter, stolz zu Ross, in der rechten Hand eine große Lanze. Dazwischen der Teufel auch auf einem Pferd, das aber nicht den Kopf hochrägt, sondern ihn fast bis auf den Boden hängen läßt. Der Böse redet auf den Ritter ein, der wohl nicht so recht will. Beide stehen hart an zwei Felsen. Da ist dem Teufel ein Gedanke gekommen, man stehe es an dem höhnischen Grinsen, das sein ganzes Gesicht verzieht: „Will der Ritter nicht, dann stoße ich ihn in den Abgrund“, das ist scheinbar der Plan des Teufels, der sich hier mal wieder in seiner ganzen Falschheit zeigt.

Wir sagten bereits, daß die Feststellung der „Erlebnisfähigkeit“ nur ein Teilstück unserer Untersuchungsmethodik darstellt. Auch die übrigen Verfahren: die Untersuchung der Willenshaltung, des anschaulichen Erlebens, des Bewegungsablaufs, des Arbeitscharakters, des psychischen Tempos und der einzelnen Begabungsrichtungen, setzen sich zum Ziel, zu dem als „Einheit“ und „Ganzheit“ verstandenen körperlich-seelischen Wesensgefüge des Menschen (biologische Anlageform oder Grundstruktur genannt) und damit zur Erb-anlage vorzudringen.

XI.

Mit diesen Feststellungen aber treffen wir zugleich die Kernfrage der beruflichen Leistungsfähigkeit („Berufung“) und

erkennen erneut die unendliche Bedeutung der erblichen Merkmals-eigenschaften: Eine bestimmte rassenmäßige Veranlagung disponiert von vornherein zu bestimmten Anschauungen, Gedanken und Neigungen, disponiert von vornherein zu bestimmten Willens-, Charakter- und Begabungsrichtungen. Unser Fühlen und Denken, unser Wollen und Vollbringen, unsere körperliche, geistige, seelische und damit auch unsere berufliche Leistung sind von den rassischen Erbanlagen abhängig, die sich von Geschlecht zu Geschlecht übertragen.

Daß unsere in der Tabelle S. 534/35 niedergelegten Strukturergebnisse das Problem der menschlichen Leistungsfähigkeit an der Wurzel angefaßt haben, ist von Jaensch in seinem Marburger Institut und Schulz in Düsseldorf in einer Reihe von Arbeiten (siehe Fußnote 1, 6, 7, 8, 16, 17, 38) dargelegt worden. Für den Praktiker des Betriebes sei das Wesentliche dieser Ergebnisse kurz zusammengefaßt:

Es gibt eine Reihe von Struktur-, das heißt biologischen Anlageformen, charakterisiert durch:

- a) eine bestimmte innerer Grundhaltung (Wertgefühl, Erlebnisfähigkeit),
- b) eine bestimmte Erlebnisfähigkeit für die Außenwelt (Mensch, Stoff, Arbeit),
- c) ein bestimmtes Willensverhalten (Charakter),
- d) eine bestimmte Begabungsrichtung,
- e) ein bestimmtes psychisches Tempo,
- f) eine bestimmte Psychomotorik (Bewegungsablauf) usw.



Diese Anlageformen beruhen nicht auf zufälligen Merkmalen, sondern erklären sich aus besonderen erblichen, das heißt im Erbgang übertragenen Anlagen. Sie sind also rassistisch vorbestimmt. Sie kommen in allen Rassen vor. Das ist natürlich nicht so zu verstehen, daß die eine Grundform der einen Rasse der entsprechenden Grundform einer andern Rasse gleich wäre — das charakteristische Rassemerkmal bleibt stets entscheidend —; die korrespondierenden Grundformen zeigen vielmehr eine gewisse Ähnlichkeit. Besonders wichtig aber ist, zu wissen, daß je nach der rassenmäßigen Zusammensetzung die eine oder andere Grundform häufiger auftritt. Dabei werden diese biologischen Anlageformen von der einen Rasse durch ihre besonderen Bluts- und Arteeigenschaften eher begünstigt und von der andern Rasse eher unterdrückt. Der mengenmäßige Anteil bestimmter Anlageformen, ihre Häufung bzw. ihr geringes Auftreten in bestimmten Räumen und Landschaften erklärt sich also in erster Linie aus der jeweiligen Rassenbedingtheit. Im Bergischen Land beispielsweise herrscht mengenmäßig eine andere Grundform vor als in Thüringen, in Westfalen eine andere als im Rheinland, in Norddeutschland eine andere als in Süd- oder Ostdeutschland usw. (vgl. dazu Kapitel II dieser Ausführungen), weil die jeweilige rassenmäßige Zusammensetzung eine andere ist. Aus der verschiedenartigen Verteilung bzw. dem mengenmäßigen Vorkommen bestimmter rassistischer Strukturen erklärt sich von selbst die Tatsache des besonderen National-, Volks- und Stammescharakters und, was für unsere Betrachtung wichtig ist, die Tatsache der besonderen völkischen und stammlichen Berufsbegabungen (vgl. Kapitel II dieser Ausführungen).

### XII.

Von diesen biologischen Anlageformen gelangen wir zu dem „artgemäßen Beruf“, wie das der vorstehende erste (selbstverständlich noch nicht abgeschlossene) Entwurf einer biologisch-psychologischen Berufskunde ebenfalls dartut<sup>40)</sup>.

Diese Berufskunde geht also vom lebendigen Menschen aus. Sie sucht vom Menschen aus die Berufsrichtung, die ihrerseits seiner „Artung“ entspricht, also die „artgemäße Berufsrichtung“. Der Begabungsschwerpunkt innerhalb dieser Berufsrichtung bestimmt dann den spezifischen Beruf. Also zum Beispiel: Gärtner, Steinbildhauer, Kunstschlosser, Elektromechaniker, Buchbinder, Möbelschreiner, Schriftsetzer, Korrespondent, Berufsberater, Betriebsingenieur, Sozialbeamter, Arzt, Richter usw. sind Berufe, die artgemäß in der Richtung der Menschen mit welt- und idealbedingter Grundhaltung liegen. Die logisch-begriffliche Intelligenz, die konstruktiv-technische Begabung, die Begabung für Formen, die kaufmännische Begabung, die organisatorische Begabung, die Geschicklichkeit bzw. der besondere Begabungsschwerpunkt weisen dann auf den Beruf des Kunstschlossers, Korrespondenten, Ingenieurs, Arztes, Berufsberaters, Sozialbeamten usw. In jedem Einzelfalle entscheiden also immer Struktur (Grundhaltung, Wille, Werteverlebnis) und Begabung, wobei die Begabung selbstverständlich mit entsprechenden Methoden nach dem sogenannten „Steigerungsprinzip“<sup>38)</sup> festgestellt werden muß.

### XIII.

Wir kommen zum Schluß. Unsere Bemühungen galten der Fragestellung: Erbgut, Erziehung und berufliche Leistung. Wir stellten zunächst die Grundlage der Leistung heraus, erkannten das Erbgut (Rasse) als ihren bedeutungsvollsten Faktor; wir untersuchten dann den Einfluß der Erziehung, wiesen Wesen, Sinn, aber auch die Grenzen der Erziehung auf

<sup>40)</sup> Ich möchte nicht versäumen, meinem Arbeitskameraden Erwin Bielsfeld, Abteilungsleiter im Arbeitsamt Düsseldorf, für seine Mitarbeit und Unterstützung bei dieser Tabelle herzlichst zu danken. Desgleichen danke ich Herrn Berufsberater Burghardt vom Arbeitsamt Frankfurt a. M. für mancherlei Anregungen.

und gelangten schließlich zu greifbar herausgestellten Ergebnissen hinsichtlich der dem Erbgut artgemäßen beruflichen Leistung (bzw. Leistungsfähigkeit).

Mit diesen Ergebnissen aber besitzen wir den Schlüssel zu einer Reihe bedeutungsvollster Folgerungen:

1. Berufliche Leistung, das heißt Arbeitsleistung auf Grund innerer Berufung ist im Erbgut anlagemäßig vorhandene, durch Erziehung und Schulung ausgerichtete und realisierte Leistungsdisposition. Arbeitseinsatz<sup>41)</sup> und Berufsberatung werden somit zugleich zu einem rassistischen Ausleseproblem.
2. Die wirtschaftliche Kraft eines Volkes liegt sowohl in der Zahl als vor allem in der Qualität und Richtung seiner erblichen Leistungsdisposition. Wirtschaftsprobleme sind also mit in erster Linie biologische Probleme.
3. Wirtschaft ist Organisation der Arbeit, Arbeit als Leistungsenergie verstanden. Die Leistungssteigerung einer Wirtschaft wird um so größer sein, je besser der Arbeitseinsatz den einzelnen Leistungsträger an den Arbeitsplatz zu lenken vermag, an dem er artgemäß das Höchste zu leisten imstande ist (artgemäßer Beruf).
4. Der Arbeitseinsatz wird zum Schlüssel des Lohnproblems. Je besser es gelingt, den einzelnen Volksgenossen auf einen artgemäßen Arbeitsplatz zu lenken, um so höher wird seine Leistungsfähigkeit sein, das heißt um so mehr Güter wird er produzieren können. Gesteigerte Güterproduktion aber bedeutet Verbilligung der Preise.
5. Die im Zusammenhang mit dem Arbeitseinsatz entstehenden Umschulungsfragen dürfen an den biologischen Erkenntnisse nicht vorbeigehen. (Beispiel: Man kann Friseur, Bäcker, Vergolder, Maler, Musterzeichner nicht zu Schlossern, Maurern, Ofenbauern, Ackerbauern usw. umschulen.)
6. Die im Zusammenhang mit sozialen, bevölkerungspolitischen und wehrpolitischen Fragen durchzuführenden Industrieverlagerungen (industrielle Standortverlegung) können, sollen sie sich auf weite Zukunft bewähren, nur unter Berücksichtigung der rassistisch-stammlichen Artung der deutschen Menschen gelöst werden.
7. Die Lehrlingshaltung kann nicht länger nach der Auffassung der „konjunkturbedingten Nachwuchspflege“ geregelt, sondern muß nach den Gesichtspunkten der staats- und bevölkerungspolitischen und biologischen Forderungen gestaltet werden. Es geht nicht länger an, daß wertvollste Erbmasse brachliegt oder falsch gelenkt wird, nur weil keine entsprechenden Lehrstellen vorhanden sind. Hier wäre durch Lehrlingsheime sowie durch zwischenörtliche und zwischenbezirkliche bzw. zentrale Regelung Ausgleich zu schaffen.
8. Erbgut verpflichtet. Nicht Beruf, Begabung, Bildung sind die Maßstäbe für den Wert eines Menschen, sondern das Verhältnis der tatsächlichen Leistungen zu den Leistungsverpflichtungen: Arbeit wird Dienst, Dienst für Volk und Vaterland.

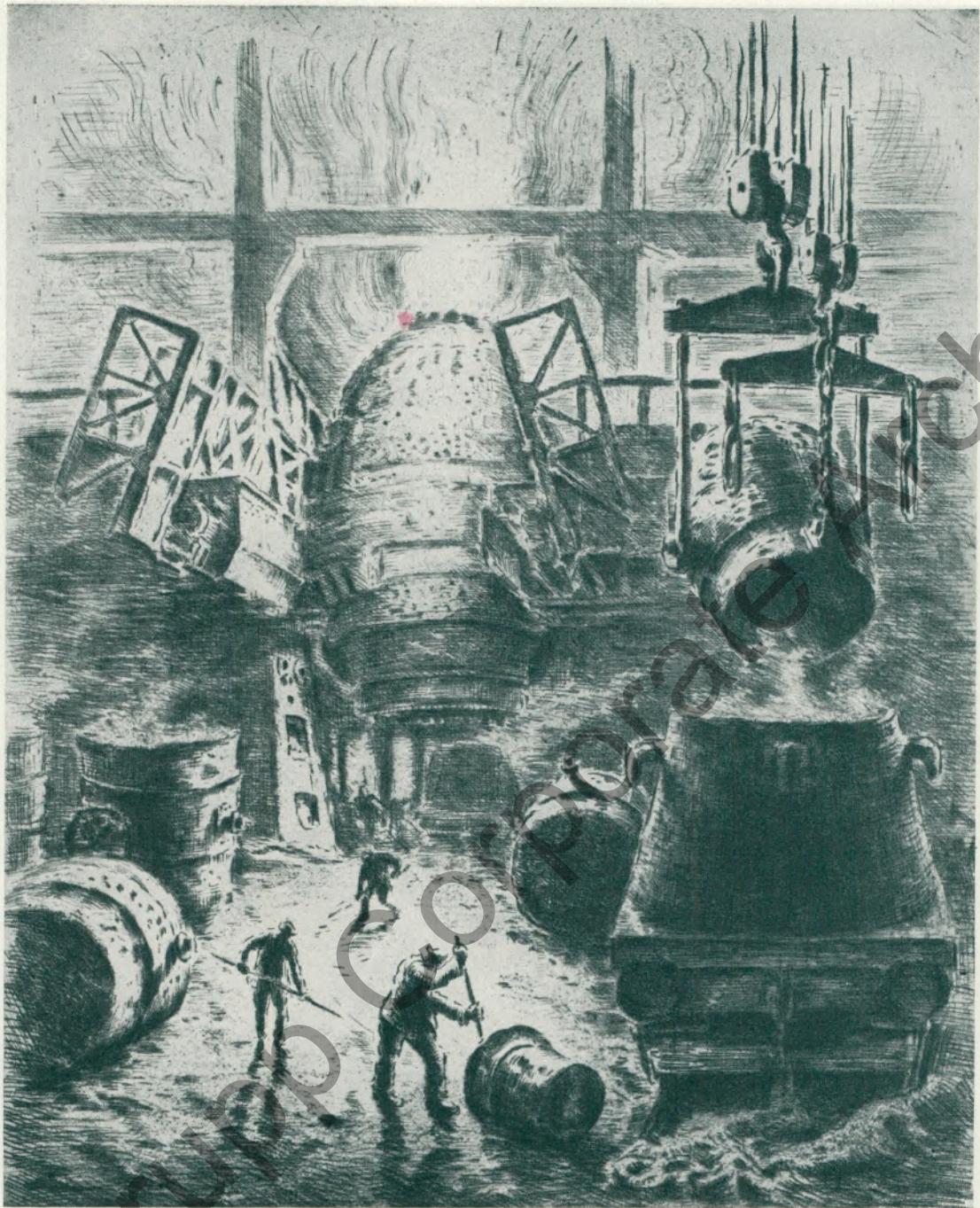
### XIV.

Ein Wort Friedrichs des Großen mag unsere Betrachtungen abschließen:

„Unser Leben eilt schnell dahin von unserer Geburts- bis zu unserer Todesstunde. Des Menschen Bestimmung ist es, während dieser kurzen Zeit für das Wohl der Gemeinschaft zu arbeiten, der er angehört. Menschen und Menschenarbeit ist der Reichtum eines Staates.“

<sup>41)</sup> Zum Arbeitseinsatzproblem siehe ganz besonders Srup: Arbeitseinsatz und Arbeitslosenhilfe, S. 7, Verlag Otto Elsner, Berlin 1936. Außerdem „Die Arbeitslosenhilfe“, herausgegeben von Krause, Verlag Otto Elsner, Berlin.





Im  
Thomaswerk.

Radierung  
von Prof. Kupferschmid.

## Deutsche Arbeit – deutscher Stahl.

Der Weg des Eisens vom Erz zum Stahl.

Ein Bildbericht.

### III. Im Thomas-Stahlwerk.

Wären schon unsere bisherigen Schritte, mit denen wir das Erz auf seinem Wege bis zum Roheisen begleiteten, reich an tiefgehenden Eindrücken, so häufen sich die im Stahlwerk vor unseren Augen abrollenden Bilder zu einer Fülle stärkster Erlebnisse, die allzuleicht über dem sinnlich Wahrnehmbaren die technischen Grundlagen der sich ins Gigantische steigenden äußeren Vorgänge vergessen lassen.

Es dürfte daher angebracht sein, vorab sich ganz schnell einmal Klarheit zu verschaffen über die Begriffe „Roheisen“ und „Rohstahl“ und festzustellen, daß das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal dieser beiden Werkstoffe der verschiedene Gehalt an Kohlenstoff ist. Während nämlich das aus den Hochöfen kommende Roheisen noch etwa 4 Prozent Kohlenstoff enthält, verringert sich dieser Gehalt bei der Verarbeitung zu Stahl durch Zuführung von Luft allmählich auf Bruchteile eines Prozentes,





Lichtbild: Archiv Vereinigte Stahlwerke AG.

*Die Thomasbirne wird mit flüssigem Eisen gefüllt.*

wobei gleichzeitig noch vorhandene andere unerwünschte Bestandteile, wie Silizium, Phosphor und Schwefel, ausgeschieden werden. Damit wird das Roheisen zum schmiedbaren Eisen, das nunmehr kurz „Stahl“ genannt wird. Daß der Begriff „schmiedbar“ dabei über seine eigentliche Bedeutung hinaus zu erweitern und darunter die Möglichkeit jeder Warmbearbeitung durch Schmieden, Pressen, Walzen zu verstehen ist, sei nebenbei bemerkt.

Nach dieser Abschweifung, welche schon die dem Stahlwerke gestellte Hauptaufgabe: dem Roheisen den Überschuß an Kohlenstoff zu entziehen, andeutet, wenden wir uns wieder dem Roheisenmischer, den wir im letzten Bildbericht verlassen haben, zu und lassen uns von dem begleitenden Ingenieur belehren, daß von dort drei oder eigentlich vier verschiedene Wege zum Ziel der Rohstahlerzeugung führen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts machte der geniale Engländer Henry Bessemer den Vorschlag, die Entkohlung des Roheisens durch einen kräftigen Luftstrom besorgen zu lassen, der durch das flüssige Roheisen geblasen wurde. Damit war die sogenannte Bessemerbirne erfunden.





Das „Blasen“ beginnt.

Lichtbild: Dr. Paul Wolff.

(Vgl. die schematische Zeichnung auf der nächsten Seite.)

Man kann sich heute noch vorstellen, wie phantastisch den damaligen Zeitgenossen allein der Gedanke vorgekommen sein muß, kalte Luft von unten her durch das 1300 Grad heiße Roheisen hindurchzublasen, ja die flüssige Eisenmasse gewissermaßen auf den durch den Boden der Birne hindurch blasenden Luftströmen tanzen zu lassen, wie das tatsächlich der Fall ist.

Ein Nachteil haftete diesem Verfahren allerdings an, vor allem unter Berücksichtigung der in Deutschland hauptsächlich vorkommenden phosphorreichen Eisenerze: die „Birne“ war zum Schutz gegen die Verbrennung der stählernen Außenhülle mit einem „sauren“ Sandfutter ausgekleidet, das die bei der Verbrennung des Phosphors entstehende Phosphorsäure „ablehnte“. Es war daher nicht möglich, im Bessemer-Verfahren den Phosphor aus dem Eisen zu entfernen bzw. überhaupt nach diesem Verfahren Roheisen aus phosphorhaltigen Erzen zu einem einwandfreien Stahl zu verarbeiten.

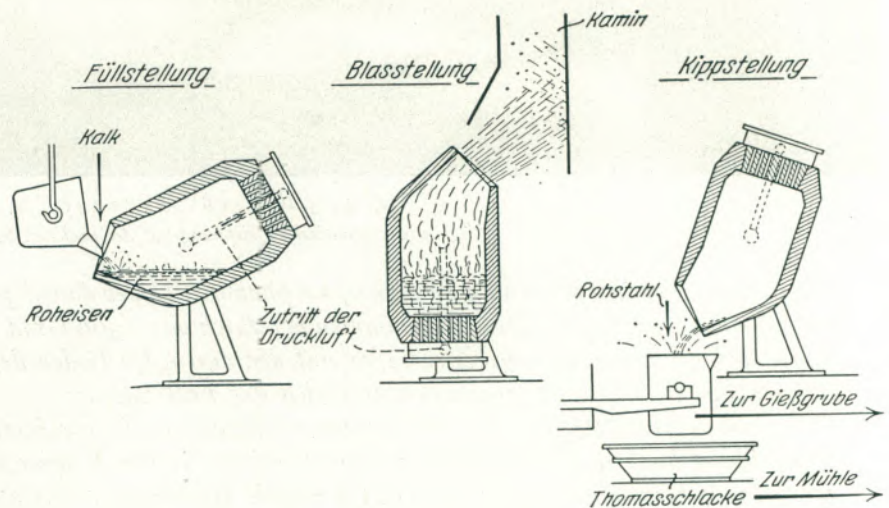




Die Thomasbirne in Kippstellung zwecks Entphosphern des Rohstahls in die Gießpfanne.

Die Erfindung des Engländers Gilchrist Thomas, der die Birne statt mit Sand mit einem kalkhaltigen Futter auskleidete und dadurch auch den Zusatz von Kalk in die Schmelzmasse gestattete, behob diese Schwierigkeit, ermöglichte Deutschland die Ausnutzung seiner phosphorreichen Erze und trug damit zu dem im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eintretenden Aufschwung der deutschen Stahlindustrie ausschlaggebend bei.

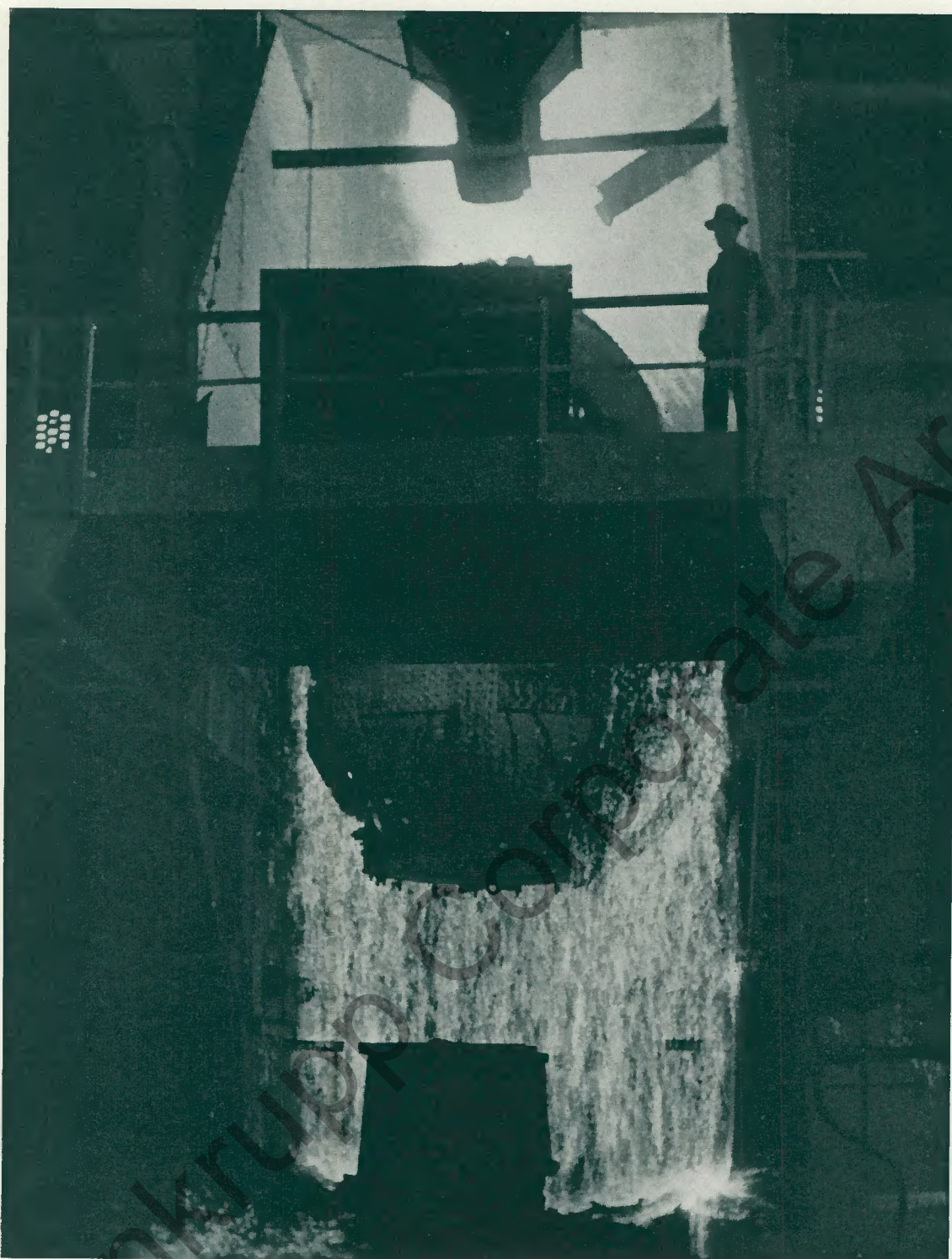
Die bei der Verbrennung des Phosphors gebildete Phosphorsäure wandert nun in die Schlacke und bildet als sogenannte „Thomasschlacke“ ein sehr geschätztes Düngemittel, eine vor allem der deutschen Landwirtschaft zugute kommende erwünschte Begleiterscheinung der neuen Erfindung.



Schema der Arbeitsweise einer Thomasbirne.

(Aus „Deutscher Stahl“, Beratungsstelle für Stahlverwendung.)





*Die Thomasbirne in Blasstellung.*

*Lichtbild: Dr. Paul Wolff.*

Damit sei es aber vorläufig genug der grauen Theorie — denn gerade dreht sich der Mischer um seine Längsachse und entleert einen kleinen Teil seines Inhalts — seine dickbauchige Rundung faßt bis zu 1400 Tonnen, das heißt fast 100 Normalgüterwagen! — in eine Reihe darunter befindlicher Gießpfannen, denen wir auf ihrem Wege ins Thomaswerk in respektvollem Abstände folgen. Mit warnendem Pfeifen bahnt sich die Werkslokomotive ihren Weg durch das Werksgelände, hinter sich eine Kette von Kübeln, die bis an den Rand mit flüssigem Roheisen gefüllt sind. Ab und zu schwappt ein Sprützer über den Rand, platscht mit dumpfem Klacksen neben die Schienen und zersprüht in Kometenschwärmen.





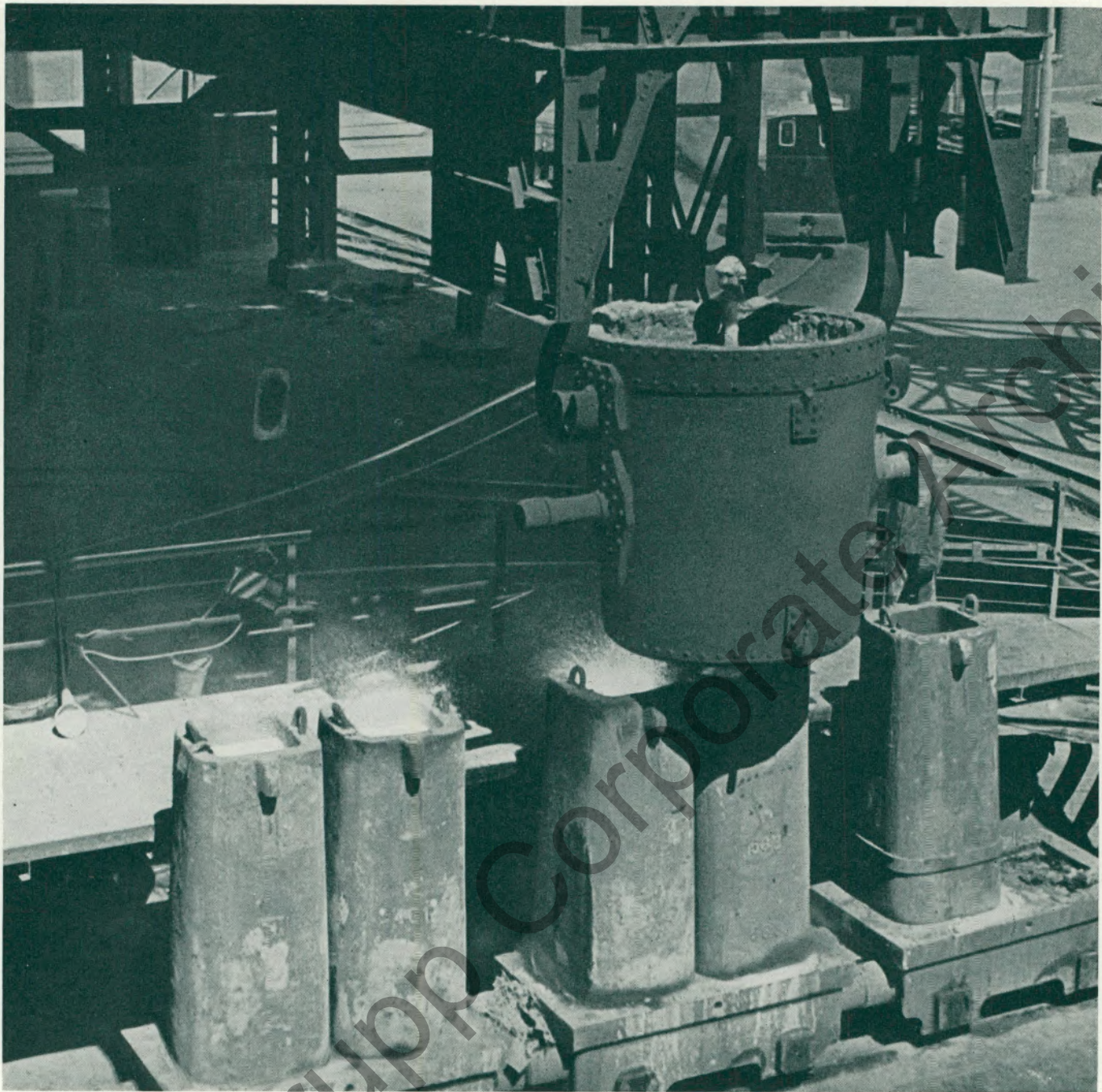
*Flüssiger Stahl.*

*Lichtbild: Ksinsk.*

*Der Eisenzug hält in einer weiten, an der Stirnseite offenen Halle, dem Thomaswerk. In halber Höhe seitlich eine Galerie, auf der eine wohl ausgerichtete Reihe von Thomasbirnen auf Arbeit wartet. Das heißt, „warten“ ist nicht der richtige Ausdruck. In Wirklichkeit ist diese Halle ständig von brausendem Leben erfüllt, das in einer gewaltigen Symphonie von aufflammenden Lichtgarben in den verschiedensten Farbtönen seinen phantastischen Ausdruck findet.*

*Über ein Gerüst von Eisenträgern rollend, schwebt eine Laufkatze an. Ein Querbalken mit zwei Klauen senkt sich nach unten, hebt scheinbar spielend eine bis an den Rand mit flüssigem Eisen gefüllte Pfanne aus ihrem Traggestell heraus, schwenkt sie haushoch durch die Luft, balanciert seine Last leicht und elegant über die Thomasbirne und kippt die Eisensuppe in das bereit gehaltene Mundloch.*





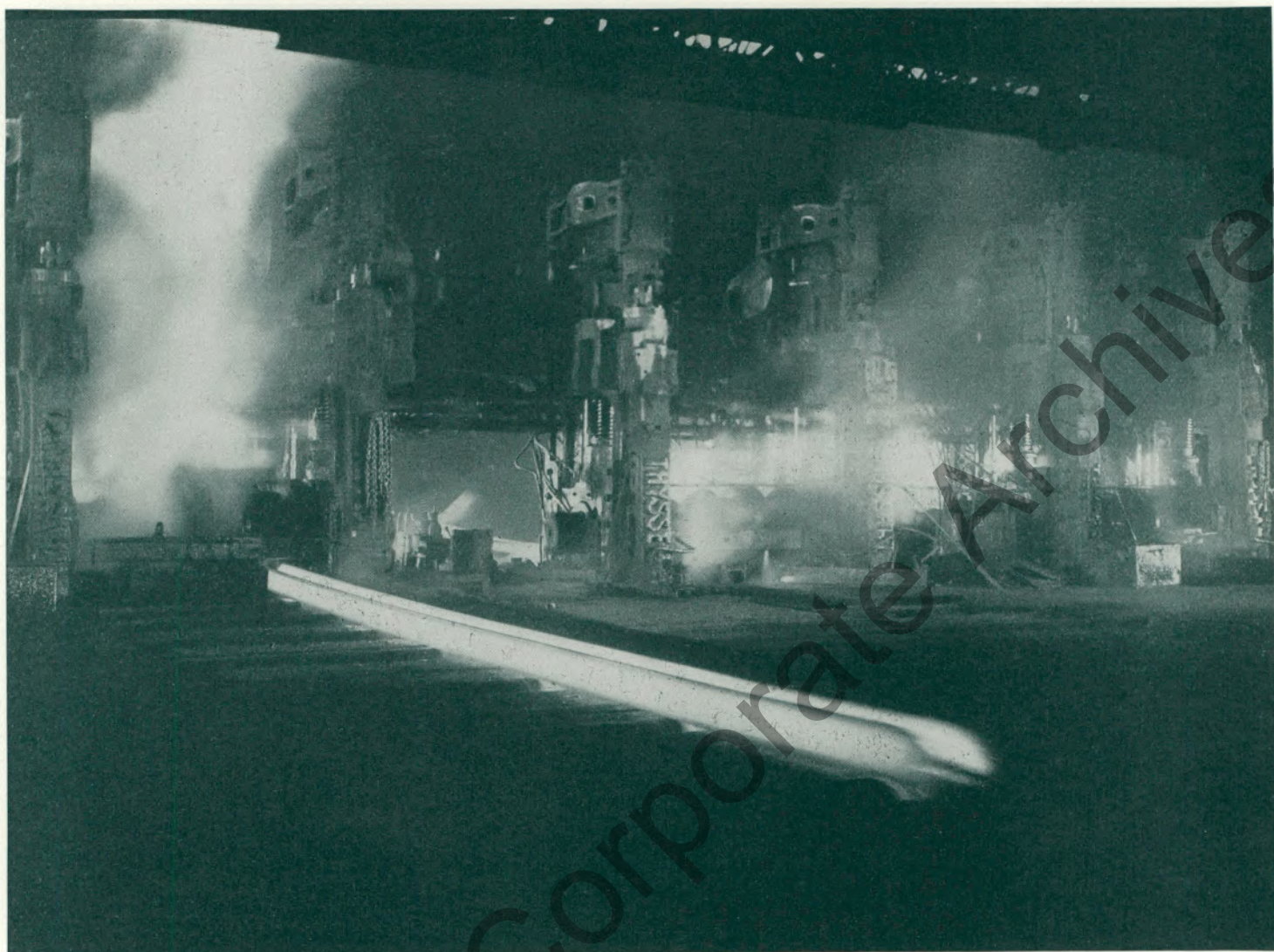
*Guß von Stahlblöcken in Kokillen im Thomaswerk.*

*Lichtbild: Dr. Ristow.*

*Der nunmehr beginnende eigentliche Prozeß der Stahlherstellung besteht, wie schon erwähnt, aus dem Einblasen von frischer Luft durch zahlreiche im Boden der Birne befindliche Öffnungen in das flüssige Roheisen. Daß Fachleute sich dabei über das allmähliche Verschwinden der das Roheisen kennzeichnenden spektroskopischen Linien des Kohlenstoffs, Siliziums und Phosphors in der Flamme unterhalten, deren Abnahme den Fortgang und jeweiligen Stand des Prozesses erkennen läßt, sei nebenbei erwähnt.*

*. . . Wir, die wir das Glück haben, den Vorgang als unbeteiligte Zuschauer erleben zu dürfen, geben uns ganz dem Genuß dieses auf zehn Minuten sich zusammendrängenden, für uns unvergeßlichen Ereignisses hin: wie sich die Birne neigt, um das flüssige Eisen in sich hineinzuschlüpfen, wie sie, gesättigt, sich langsam wieder aufrichtet und wie aus der Mundöffnung plötzlich ein Feuerstrahl schießt. Unter einem gigantischen Brausen geht das grünrötliche Gelb des Flammenbündels allmählich immer stärker in eine sonnenfarbige Garbe über, die, von einem Feuerwerk von Sternen und Kometen begleitet, die gewaltigen Hallen füllt.*





Im Walzwerk.

Lichtbild: Archiv Vereinigte Stahlwerke.

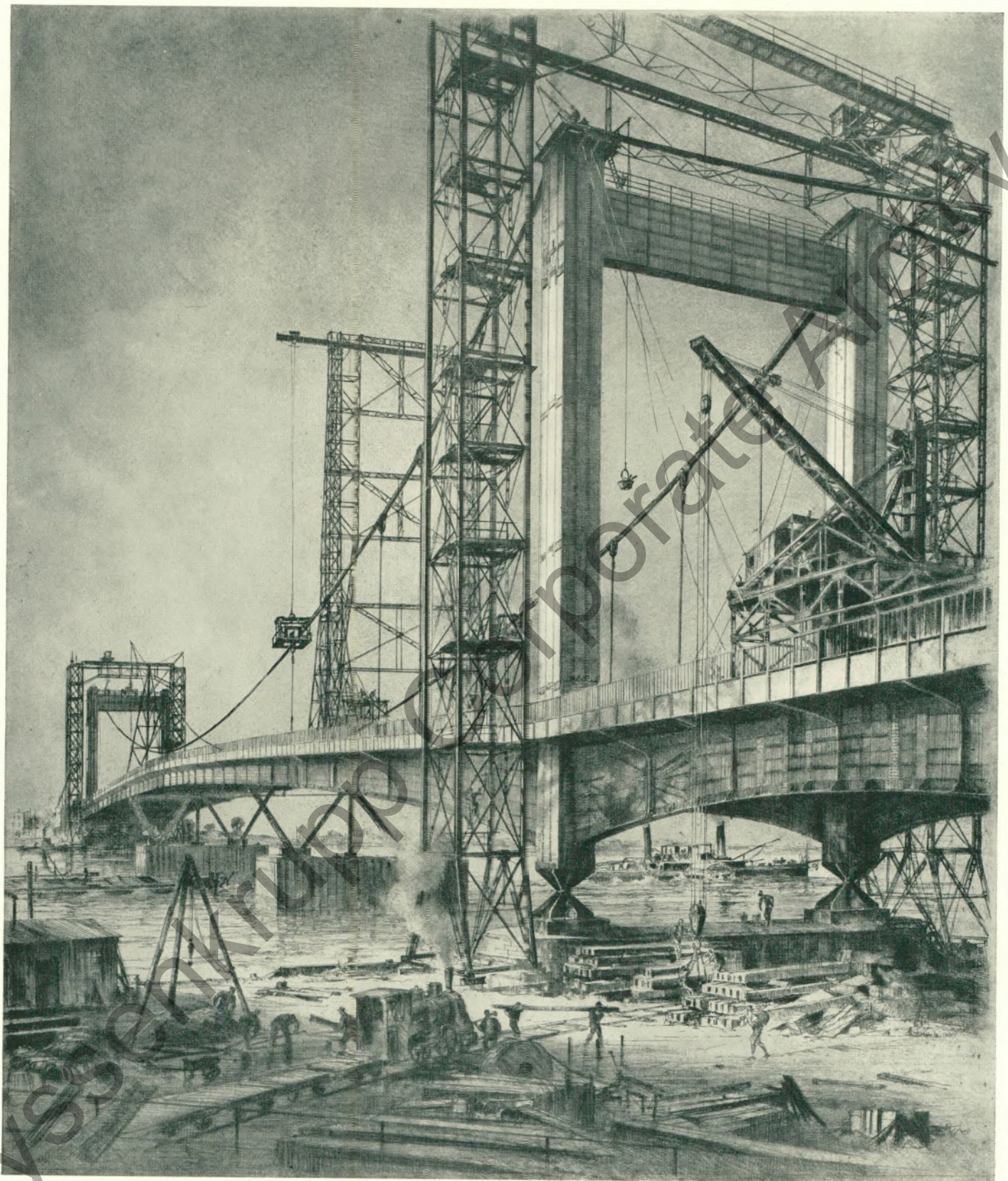
Ein Schuß einer flüssigen mangan- oder kohlenstoffreichen Legierung in die Thomasbirne hat den Umwandlungsprozeß des Roheisens zu Rohstahl abgeschlossen. Der Inhalt der Birne wandert, nachdem die auf der Oberfläche sich ansammelnde „Thomasschlacke“ entfernt ist, in einer Gießpfanne mit Hilfe eines Kranes zur Gießgrube. Über den Gußformen, fachmännisch „Kokillen“ genannt, öffnet sich ein im Boden der Gießpfanne befindlicher Stopfen, und der Stahl fließt in die bereitstehenden Formen, um dort zu rotglühenden Rohstahlblöcken zu erstarren.

Mit Hilfe von Kranhaken wird die Kokille von dem erstarrten, noch rotglühenden Block abgehoben. Der Block selbst wird von einer Zange in den Tiefofen gesenkt, um ihm eine gleichmäßige Temperatur zu vermitteln, die es ermöglicht, ihn dem Walzwerk zuzuführen, ohne befürchten zu müssen, daß der noch flüssige Metallkern aus der schon erstarrten Kruste herausgedrückt wird.

Im Walzwerk wird der Block von einem „Kipper“ vorsichtig auf die „Walzenstraße“ gelegt. Hier beginnt er plötzlich, anscheinend gewichtlos und gleichzeitig lebendig geworden, ohne jede fremde Hilfe zielbewußt und mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf die Walze zuzueilen, drängt sich knirschend und zischend zwischen den Aussparungen hindurch, hält, gestreckt und gelängt, plötzlich im Laufe inne, wandert, wie von einem Magnet angezogen, rückwärts und schlüpft durch ein anderes, engeres Walzenloch, das ihm wieder etwas von seiner Fülle nimmt und ihn dafür an Länge wachsen läßt. Dieses scheinbar spielende Hin und Her wiederholt sich so lange, bis innerhalb weniger Minuten aus dem zwei Meter langen Block eine Zwanzigmeterschiene oder ein Fünfzehnmeterträger geworden ist, die nach ihrer sich unmittelbar an den Walzprozeß anschließenden endgültigen Fertigstellung ihren Weg aus der „Stahlküche“ in die weite Welt antreten, um diesseits und jenseits der Grenzen von deutscher Arbeit am deutschen Stahl zu künden.

(Schluß folgt.)





Radierung von Deré van Hees.

## Die Köln-Mülheimer Rheinbrücke im Bau.

Erbaut von der Dortmunder Union Brückenbau A.B. (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft)  
in Arbeitsgemeinschaft.





Aschaffenburg, Blick von der Rathausstreppe auf den Markt.

## Offenbarung in deutscher Landschaft.

Eine Sommerfahrt von Jakob Schaffner.

Sonderbildbericht für „Das Werk“: Ruth Hallensleben.

(4. Fortsetzung.)

Copyright: Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

### Das Spessarterlebnis.

Zwischen Frankfurt und Schweinfurt beschreibt der Main die Figur eines offen geschriebenen lateinischen W, dessen drei obere Punkte bei Schweinfurt, Gemünden und Hanau liegen und die unteren bei Wertheim und Dahnfurt. Im Bogen links liegt der sagenhafte Spessart. Im Spessart steht das Wirtshaus des jung-jungen deutschen Dichters Hauff. Dort liegt die Geburtsstadt des Dichters Grimmelshausen.

Dort rauschen berühmte Wälder, die in ganz Europa nicht ihresgleichen haben sollen. Der Freund möchte lieber in der großen Linie weitertreiben; Hauff und Grimmelshausen sind ihm keine sehr großen Begriffe, und alte Eichen hat er schon mehr gesehen. Schließlich kommen wir überein, daß er in Würzburg bei seiner Architektur bleibt, und wir unternehmen die Entdeckungsfahrt allein. Außerdem bin ich ja auf den Spessart noch aus anderen Gründen scharf.





Speessartbäuerin  
in  
Hochzeitstracht.

Am andern Morgen nimmt uns ein fremder Wagen in Empfang mit einem SS-Mann als Fahrer. Das Bild hat sich gewandelt. Statt der kräftig gedrunghenen Figur des Freundes sitzt die lange Gestalt eines ehemaligen Rennfahrers in der schwarzen Uniform am Steuer, wie wir bald erfahren, ein Mann von vielen Feuern und Wassern, einer der älteren Kämpfer aus der harten Zeit des Nationalsozialismus, von Beruf Ingenieur, und die Gegend kennt er wie seine Tischplatte. Das ist unser Mann. Wir durchfahren fruchtbares offenes Land. Rimpf, ein Maurerdorf von alten Zeiten her. Bis nach Vorderasien ziehen sie ihrem Gewerbe nach und machen ihr Können zu Geld. Bersbach, ein Zimmermannsdorf. Waldbüttelbrunn schießt Dachdecker aus. Rosßbrunn auf dem flachen Hoehrücken, das Schlachtfeld zwischen Preußen und Osterreichern im Juli 1866. Links und rechts der Straße Massengräber mit kleinen gotischen Erinnerungsmarken aus rotem Sandstein. Es tut nicht mehr weh. Der Sinn jenes Sterbens ist offenbar. Aus dem Tod ist neues Leben aufgeblüht. Dieser Haderacker trägt als Frucht eine Einigkeit, die sogar die furchtbare Probe von 1914 bis 1918 bestanden hat und darüber hinaus. Weit voraus glänzen in der Sonne die Asphaltstraßen, die den breiten lachenden Hang hinaufführen. Hier ist alles Leben, Erlaubnis, Kraft, Breite, Wachstum, Licht und Sicherheit. Holzkirchen, ein Kloster mit achteckigem

Kirchenbau aus rotem Sandstein, Renaissance, daran angebaut das Klosterlein. Wüstenzell. „Kirchen“, „Zell“, wir befinden uns auf dem Weg der frommen Mönche in den Urwald. Bettingen am Main — und drüben springt plötzlich die dunkle Wand des Speessarts auf. „Im Himmelreich“ heißt dieser Talgrund gegen Urphar hinab. Tief und waldig eingebettet fließt der Strom. Er erinnert an den Rhein in seiner jungen Zeit, nur daß er schiffbar ist und im ganzen ruhiger und behaglicher. In vielen Windungen und einer großen Schleife reibt er sich träumerisch Wertheim zu. Helle Sonnenspiegel treiben zwischen grünen Ufern dahin. Die Ufer winken dunkelwaldig und treten in Obsthängen licht auseinander.

Hier rattern Baggermaschinen. Die Arbeit ist in vollem Gang; großes Planen will zu großem Sein durchdringen. Die Schleuse, die im Bau begriffen ist, gehört zu einem System, das den Main stauen wird, um seine Schiffbarkeit zu erhöhen und zugleich durch das ganze Jahr sicherzustellen. Mit dieser Stauung wird ein Kraftwerk verbunden. Wie ein Traum dämmert die Verbindung Nordsee—Schwarzes Meer auf; hier fahren wir ihr entlang, hier soll sie Wirklichkeit werden. Immer wieder gestert uns Osteuropa empor. Gleich einem neuen Gottesplan, von Engelshänden getragen, schweben die Umrisse des Kontinents von morgen über den alten





Tausendjährige  
Speesarteiche.

Ländern, Sehnsucht erregend, Laten schaffend, Entwürfe hervorlockend. Wir aber brechen jetzt in den Speesart ein.

Alles ist hier Eiche. „Dieser Bestand ist hundert Jahre alt“, erklärt der Forstmeister. Da ist noch nicht viel zu sehen. Die Eiche wächst langsam, vollends auf diesem mageren Boden. Andererseits macht das gerade ihren Wert aus; je langsamer sie wächst, desto kleiner ihre Jahresringe und feiner die Maserung. Eichen, Eichen, soweit das Auge blickt, hänge auf und hänge ab. Über einen Taleinschnitt hinweg grüßen blaue Bergzüge: wieder der Odenwald. „Dieser Bestand ist dreihundert Jahre alt!“ Schlagreif ist er darum noch lange nicht. „So junges Holz zu schlagen wäre gemeiner Waldraub.“ Im übrigen steht der Festmeter zutes Eichenholz, Speesarteiche, heute auf tausend Mark. Wie alt muß denn die Eiche sein, um geschlagen werden zu können? Achthundert Jahre. Tausend Jahre. Sechshundert ist das allerjüngste. Während der Besatzungszeit wollten die Franzosen hier eindringen. Sie haben es dann doch gelassen. Hier hätten sie etwas erlebt, das sie nicht so bald vergessen hätten; in den Schluchten und den wilden Waldtiefen wäre in kleidlos ge-

meßelt worden. „Ich bitte, das Buchenunterholz zu beachten. Das pflanzt man, um die Eiche astfrei zu erhalten. Die Eichen sind bis zwanzig Meter hinauf astfrei. — So, und da stehen nun die Sechshundertjährigen. Aus der Eichel gesproßt — sagen wir: 1330; auf ein paar Jahre auf und ab kommt es nicht an.“ Das ist kein Wald, das ist ein Dom. Das sind Hallen der Ehrfurcht und der Anbetung. Das ist Raumerlaubnis erster Ordnung. Da stehen sie, wurzeln und ragen Stamm hinter Stamm Krone an Krone, Säulen, Kreuz- und Sternwölbungen, und in ewige Dämmerung bricht durch hohe schmale Westfenster mit Goldglanz der Tageschein herein. Aus der Höhe blitzen blaue Lichter herab. Die Tiefe ist beinahe dunkel. Ringsumher lagert feierliche Stille, Schweigen, Ruhe — hehre Waldeinsamkeit. Die deutschen Dichter sagen und singen davon. Die nordischen Dommeister haben es gebaut. Alte Förster weit aus dem Reich herum, wenn sie das zum erstenmal sehen, bekommen nasse Augen.

Wann werden diese Eichen geschlagen? Einstweilen noch nicht. Unser Forstmeister wird sie jedenfalls nicht schlagen. Vielleicht wird es der nächste tun. Zuerst muß der heilige





Innenhof von Schloss Mespelbrunn.

Lurnus eingeleitet, muß Vorsorge getragen werden für die Zukunft. Noch steht ja kein Jungwald da. Also muß in absehbarer Zeit Jungwald gepflanzt werden? Auch so geht es nicht. Hier greift keine Menschenhand dazwischen. Alle zehn Jahre ungefähr gibt es ein besonders starkes Eichelnjahr. In einem solchen Jahr wird in dem Wald, der vielleicht in zwanzig Jahren geschlagen werden soll, der Boden gelockert, so daß die Eicheln in fruchtbares, offenes, weiches Erdreich fallen. Das übrige tut die Natur selber. Der alte Wald fällt, und auf demselben Boden wächst der neue auf. Der übermäßigen Durchsetzung der Erde mit Gerbsäure aus dem Eichenlaub ist man ja beizeiten durch die Pflanzung von Unterholz aus Buchen begegnet. Das ist der heilige Lurnus. Hier wird in Jahrhunderten gedacht. Weit über sein Leben hinaus rechnet der Forstmann mit dem Lurn späterer Geschlechter. Er erntet, was Vorfahren vor sechs Jahrhunderten in Saat gaben, die sich ihrerseits auf ihn verließen, wie er sich auf seine Nachfolger verläßt. Sie konnten ihn nicht kennen, aber sie vertrauten darauf, daß im Reich des Waldes der Wald weiter herrschen und daß es nie an Männern fehlen werde, die geruhig, fest und in bescheidenem Stolz die Befehle dieser

Majestät ausführen, ohne auf die windigen Einflüsterungen oder Forderungen der schnellen Tagesgier zu achten. Mit Dankbarkeit und Ehrfurcht verwaltet er das Erbe der Frühzeit, wie einst, nach Jahrhunderten, seine Nachfolger mit Dankbarkeit und Ehrfurcht das Erbe aus seiner Zeit übernehmen werden. Ja, das ist der heilige Lurnus. Hier ist er eingehalten, hier ist er Ereignis geworden.

Wie ein Wunder steht und ragt es da stundenweit durch Täler und über Berge hinweg. In der Tiefe blitzen Bäche. Auf den Höhen winken die grünen Sonnenfeuer. Einmal in Deutschland gibt es das. Vielerorts sonst ist der Waldverfall eingerissen, bald mehr, bald weniger hat man der händlerischen Lockung nachgegeben und die eigene Kraft und Hoheit zerstört. Dieser Wald ist ein prophetischer Platz, ein heiliger Platz, eine Naturpredigt. Ein Gottesdienst ist er. Wer hier zu walten und zu wirken hat jahraus, jahrein, sieht Welt und Leben mit anderen Augen an als der flinke Städter. Der Bauer hat seinen Drei- und Vierjahrelurnus, und seine Obstbäume pflanzt er auf ein Menschenleben hinaus, aber schon seine Weltanschauung hat weitere Ausblicke als die Weltanschauung des Stadtmenschen und des Kleinbürgers. Es ist die Schau, ist





Schloß Mespelbrunn im Spessart.

das Bild, das gegenwärtig in voller Breite und Tiefe im deutschen Schicksalsraum wieder durchbrechen will. Wirklich, ein prophetischer Platz ist das!

Auf schlechter Straße im Abendschein gegen die Spätlohe; mitten drin steht mit scharfer Sichel der zunehmende Mond und schwimmt still den Himmel hinauf. Plötzlich geradeaus im stillen Spätschein ein Miniaturdom aus rotem Sandstein mit zwei Türmchen: das Mausoleum der Echter von Mespelbrunn. Da ruhen sie von ihren Taten und Untaten, rings von Wald umatmet, von Gipfeln umrauscht und von Spätschein beflüstert. Im letzten Schimmer leuchtet heimlich aus sich heraus der rote Stein, der am Abend Wärme und Licht abgibt. Aber schweigend schreitet die Nacht fort in den Taltiefen. Und dann noch ein

Wunder: das Schloß Mespelbrunn. Wahrhaftig, das ist eine schöne deutsche Wasserburg. Im Vordergrund trohig und hoch ein starker runder Turm mit leicht geschweiften Haube. Links anscheinend ein grauer Treppengiebel, eine romanische Loggia, ein runder Erkerturm, dann heranschmeichelnder Wald. Rechts, durch eine Brücke mit hohem Bogen und Geländer verbunden, ein Giebelchen mit Zacken und einem Erker, an den ebenfalls zärtlich Wald herandrängt. Alles zusammen spiegelt sich in dem stillen Wasser, Turm, Brückbogen, Giebelstreppe, weißer Erker und dunkler Wald: ein Spessartmärchen. Ringsum Stille und Geborgenheit. Wie eine breite Silberbahn zittert das Bild des runden Turmes bis vor unsere Füße hin.





Bamberg.

Blick auf das Brückentorhaus über der Regnitz.

#### Arbeitende Landschaft.

Am nächsten Morgen stoßen wir plötzlich aus dem Wald vor und sehen links drunten das weite, helle Maintal liegen, Aschaffenburg mitten drin wie eine Verheißung. Den Namen hat es von der Aschaff, die hier in den Main mündet. Ein Tor nimmt uns auf, unmittelbar angebaut eine Kirche mit ehemaligem Kloster. Die schwebende Mainbrücke. Rechts das mächtige rote Viereck des Schlosses mit vier Ecktürmen, die beinahe atemberaubend aus der Tiefe des Grabens aufsteigen. Voraus die Mainbreite offen, weit, herrlich ausladend.

Was wir hier besonders sehen sollen, ist der Hafen mit seinem großen Industrieland, das auf Besetzung wartet, und den zehn Kilometern Reimöglichkeit: Die Arbeitende Landschaft. Hier liegen Holzstapel und Kohlenberge. Krane ragen in die Luft. Aschaffenburg soll der Hafen und Umschlagplatz des Speffarts werden, eines anderen Speffarts, als es der heutige ist.

Zurück in die Stadt und hindurch. Schwärmen in den Bauwerken alter Zeiten ist heute nicht gestattet. Die Stiftskirche stammt zwar aus dem dreizehnten Jahrhundert, aber da hilft kein sehnsüchtiger Blick. Hindurch und weiter. Noch viel gilt es heute zu tun. Industrie liegt wie ein Gürtel um die Stadt. Es raucht ansehnlich und rollt. Wieder ein Denkmal für 1866. Im Flug nehme ich wahr: 1866 hat hier Preußen den Grund gelegt für das Italien, das 1918 gegen den Brenner in deutsches Land vorstieß. Ewiges Schwanken und Weben der Geschichte. Kann jemand die Tragweite seiner Taten voraussehen? Nein, das ginge über Menschenkraft. Soll man darum auf das Handeln verzichten? Auch das ginge über Menschenkraft. Tun jeden Tag, was der Tag und das Werk fordert, in voller Treue und Redlichkeit, und die Sorgen dem Geist der Welt überlassen: das ist es wohl, was uns Sterblichen zusteht.





Bamberg.

Blick über die Regnitz auf die Michaelskirche.

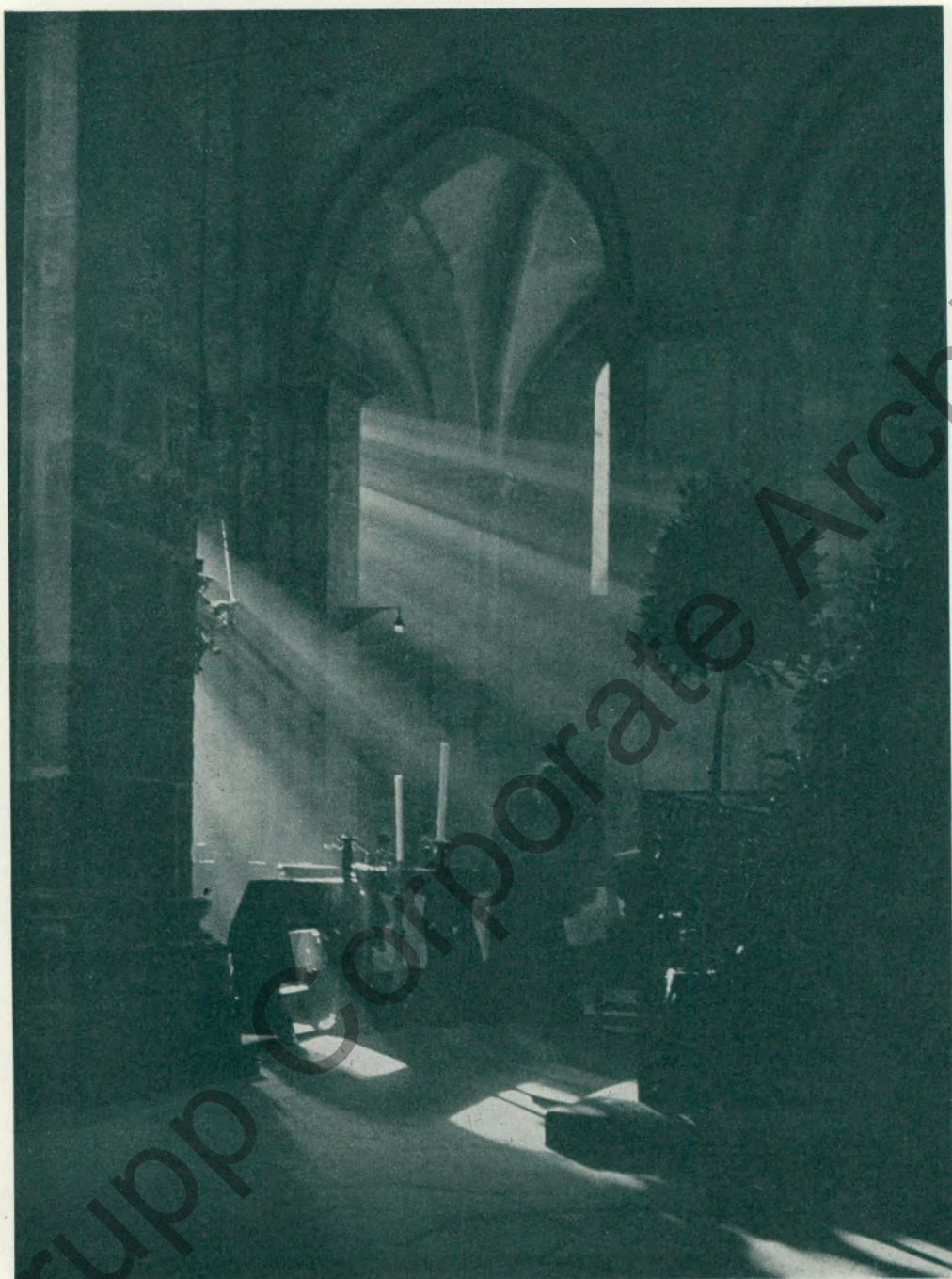
### Bamberg

Bamberg. Aus der Höhe des Waldes senken wir uns hinab wie in einen Klang, einen Klang vor Landschaft, einen Klang von Geschichte und einen Klang von unsterblicher Schönheit. Ein voller, tiefer, starker deutscher Klang, noch reiner als „Nürnberg“, weil die Stadt kaum eine spätere Zutat enthält. Sie ist in der neuen Zeit nicht wesentlich weiter gewachsen; alles hat man ursprünglich und ehrwürdig in einer Hand beisammen. Bamberg liegt am Osthang des Sieigerwaldes auf sieben Hügeln, von denen jeder seine Kirche trägt, die Bürgerstadt zwischen den beiden Regnitzarmen, die Bischofsstadt erhöht auf dem Westhang. Es muß hier eine lange

Reihe von anständigen, noblen deutschen Männern den Krummstab getragen haben, von Männern mit Ehrfurcht vor reiner, starker Form und mit Widerstand gegen die Versuchungen der Eitelkeit. Es gibt einige echte Barockbauten, auch sakrale, aber keine jener dreisten Barockisierungen, die heute den aufgeschlossenen Reisenden immer wieder verstimmen und grämen. Durch die ganze Stadt geht ein einheitlicher Zug von einfach-ernster Schönheit und ehrfürchtiger Liebe. Sobald man eingetreten ist, wird man still. Das Herz erfüllt sich mit Erwartung. Mit dem ersten Anblick der vier Türme fühlt man sich gefangen, und in diesem Zauber bleibt man tief gestimmt, solange man sich am Platz aufhält und noch lange darüber hinaus.



Abendmesse  
im  
Bamberger  
Dom.



Natürlich gilt der erste Gang dem Dom. Es werden ihm noch viele Gänge gelten, spät abends während der Abendmesse, am Morgen während der Frühmesse, und wenn du die Stadtteile wechselst, richtest du es immer so ein, daß du doch noch einmal am Dom vorbeikommst, obwohl der Aufstieg nicht bequem ist. Von allen Seiten geleiten dich alte enge Gassen hinauf, die dir an sich schon eine ganze Menge zu zeigen haben, aber darauf läßt du dich erst in zweiter Linie ein. Hoch und ansehnlich sehen die Hofhaltungen der Bischöfe auf dich nieder, westlich die alte in sehr schöner deutscher Renaissance, einfach und würdig, nördlich die neue von dem Dienzenhofer, der die barocke St.-Martins-Kirche sehr eindrucklich gebaut hat. Aber du hast ja jetzt bloß für den Dom Augen und Gefühl. Da steht er nun alt und nobel, stark, sinnvoll, schön, schön bis in den letzten Winkel und in die Helme hinauf, eine mächtige, tiefe Art von Schönheit, eine gewaltige Formensprache, grau mit weißen Verwaschungen, die in Bamberg überhaupt so viel vorkommen und dem Bamberger Stein

das eigentümliche Leben verleihen. Seine Grundmauern gehen auf Kaiser Heinrich II. zurück. Vor der Adamspforte stehst du schon in andachtsvollem Staunen. Das waren Künstler! Das waren gottbegnadete Kerle! In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts diese lebensgroßen Nacktfiguren schaffen zu können, die ersten seit der Antike, das war ein ganzer, voller Sieg. Und wie das gegliedert und bewegt ist trotz der strengen Ordnung, Rippen, Figuren, Blätter, auf der anderen Seite Propheten und Apostel, Kapitelle, Knäufe, Säulenstellungen — nichts Schöneres und Höheres enthält die Welt in dieser Art. Der Dom ist 95 Meter lang, 28 Meter breit und 25 Meter hoch, also ein wenig breiter als hoch. Tritt ein und vergiß deinen Namen und deine Herkunft! Es kommt nicht mehr darauf an, da du in das schlechtthin Absolute eintrittst.

Es ist immer wieder dasselbe: Schwung, Größe, machtvolle Entwicklung von Formen in gewaltig eindrucksvoller Gebundenheit. Das Glück der Wiederholung in den Säulen-





Bamberg, Hofhaltung.

reihen. Eine kleine Verschiebung der Stile, gegeben durch die lange Bauzeit von der späten romanischen bis in die frühe gotische Zeit, aber der Hauptcharakter ist gewahrt. Auch hier zeigen sich die vornehme Grundhaltung des Raumes und sein Sinn für Mäßigung und Zucht. Streng romanisch, enthält der Dom zwei Chöre, die sich erhöht gegenüberstehen. Ihre Schaufseiten gegen die Schiffe und die Gemeinde hin tragen wieder herrliches Gestaltenwerk. Das Aller schönste und Mächtigste, das schlechthin Zauberhafte sind aber drei große Figuren in Sandstein, zwei weibliche, die man als Maria und Elisabeth bezeichnet, und den ewig ruhmvollen „Reiter“, von dem man nicht weiß, wer er ist, eine edel lässige Rittergestalt zu Pferd aus der Hohenstaufenzeit, vielleicht König Konrad III., so hinreißend natürlich und zugleich adlig bewegt, erhaben und nachbarmenschlich, daß damals das ganze Reich voll von seinem Ruhm gewesen sein muß, zumal es die erste lebensgroße Reitergestalt des Mittelalters überhaupt war. Wie er da sitzt in seinem hohen Sattel, den Taumen elegant im Mantelriemen vor der Brust, Kopfwindung und Blick leicht seitwärts und abwärts zum Anhörer und Gewährer, das war das Blütenhafteste und Außerste, was der romanische Bildgeist zu gestalten vermochte, aber es war zugleich eine Gestaltung für alle Zeiten, wie die seither verfloßenen sieben Jahrhunderte beweisen. Man hat seither noch gekonnter und technisch vollkommener gebildnert, aber nicht seelenhafter und gemütsmächtiger, nicht einmal geistiger.

Da liegt alles in allem. Die ganze Zeit hatte es in sich. Die Epoche der Kaiser war an sich etwas, was einem Künstler Schwung und großen Stil zu geben vermochte. Dazu kam das Bewußtsein und der Stolz, an einem Bauwerk von dieser blitzenden Neuheit und zauberhaften Gewalt mithelfen zu dürfen. Es lohnte sich, zu leben. Die Zeit hatte Aufgaben. Sie hatte eine solche geschichtliche Bewegungskraft, daß ihr nichts widerstand. Jeder lebte mit jedem und in jedem, weil jeder dasselbe erlebte. Sie schufen Kreuzifixe von erschütternder Seeleumacht. Sie bildeten neue Volkstänze aus. Sie marschierten mit den Kaisern gegen die Hunnen und über die Alpen nach Italien. Sie hatten eine ungeschmälerte Gemeinfreiheit. Ihre Gewerbe blühten, so daß sie das alles zusammen leisten konnten. Ihr Glaube blühte. Ihr Volkstum blühte. Kaiser und Kirche waren vom Volk getragene, vom Volk bestätigte, von ihm entwickelte und frei mit Gut und Blut beliebene Gemeinschaftswerte, in denen jeder sich selber erkannte und sich selber feierte. Zwischenbauten und eingeschobene Klassen, die das Volk von seinem Kaiser trennten, gab es noch nicht. Es war das deutsche goldene Zeitalter. Das Volk weiß, was es tut, wenn es den geliebtesten Hohenstaufen, den Rotbart, im Kyffhäuser schlafen und auf die Wiedererstehung seines Reiches warten läßt, das ein Volksreich war.

Der Freund photographiert eifrig-still. Ich aber muß hoffen, daß es mir gelingt, mit umschreibenden Worten





Relief von Riemenschneider auf dem Doppelgrab Heinrichs II. und Kunigundes.

Anschauung und Gefühl von dem Erlebniswert zu geben, den dieser Steinzauber darstellt. Im Mittelschiff, von einem Gitter umgeben, das Doppelgrab des großen Reichschöpfers Heinrich II. des Heiligen und seiner Gattin Kunigunde, ein Hochgrab, die liegenden schönen Figuren aus Kalkstein, von Riemenschneider, leider so hoch, daß man sie nicht sehen kann. In der Ostkrypta der Sarkophag König Konrads III., der in Bamberg, dem alten Babenberg, starb. Auch ein deutscher Papst liegt hier, Clemens II. Tritt wieder hinaus! Voll Geschichte ist auch die ganze Stadt, Gassen auf und Gassen ab, samt ihrer Umgebung. Auf diesem Hügel hatten die Babenberger ihre Burg gehabt, damals ein deutsches Bollwerk gegen die Slawen; der Slawenmission war der Dom geweiht. Vom Michaelsberg, einer alten Benediktinerabtei mit der zweitürmigen Michaelskirche, wieder ein wunderbarer Blick ins Tal, das sich da hinbreitet wie eine schöne Frau. Ich kann mir nicht helfen: es ist etwas Blondes in diesem Lachen und Prangen, und etwas vom Schimmer königlicher Glieder ausgegossen in alle Seitentäler, herzbewegend und das Verlangen aufstachelnd. Hochschwebend der blau: Höhenzug des Thüringer Waldes und der Rhön, wie ein Mittagstraum, aus Sehnsucht und Glas gesponnen. Kloster Banz, klar und hell auf dem Hintergrund: ein lebender Gobelin. Eine Wegstunde regnißabwärts glänzt der Main her aus Gewölkern von Obstgärten, bebauten Hängen im Abendglanz

und dem grünen Rauch der Wälder. Hier ist gut lieben und gut sterben im Glauben an die Unendlichkeit Gottes und im Schauen seiner Herrlichkeit. Zu deinen Füßen ragen all die Türme und Bauwerke, die dir ein ewiges Gedächtnis sein werden.

Wissen mußt du auch, daß C. L. A. Hoffmann eine Weile hier lebte; gegenüber dem Stadttheater hatte er seine Wohnung. Wie ein seliger Geist ist er mit seinem heißen Herzen immer blühenden Hirn durch das heilige Gemäuer ein und aus gefahren. Unstillbares Ungenügen an der Gegenwart hat er von hier mitgenommen, hochsinnig und großherzig und ungemessen verschwundensbereit. Sehen und nachleben muß man die „Alte Hofhaltung“ beim Dom mit dem Hof, der noch die ganze Eintzilung und den Verlauf des bischöflichen Wirtschaftslebens zeigt. Dann immer noch einmal der Dom in den Schlagschatter des Mondscheins und der Dom im Aufglühen der Morgenfrühe vor der Abfahrt. Vorbei. Gewesen. Wieder weiter. Wie ein holder Spuk zieht dir durch die Augen das Bild der betenden Kinder, die um den Kaiserfarg knien. Lilien liegen an seinen Stufen und welken heute. Noch einmal hörst du beim Heraustrreten das wildheidnische Lied der Ansel und fern herauf Trommeln mit dem Hohenfriedberger Marsch. Alles zusammen. Alles durcheinander und zugleich. Das ist Leben. Das ist volle, echte, wahre Gegenwart. (Fortsetzung folgt.)



„Die  
Flucht  
nach  
Ägypten“  
in  
deutscher  
Kunst.

Von  
Walter Kresting.



Die Flucht nach Ägypten.  
Steinzeichnung von Albrecht Dürer.

Die Flucht nach Ägypten, jene Reise nach dem Süden durch Wüsten und über kahle Gebirge in blühendes, fruchtendes Land, ist neben den gewaltigen Ereignissen der Geburt, der Kreuzigung und der Himmelfahrt nur eine Episode im Leben Jesu. So ist es leicht verständlich, daß die Maler des Mittelalters, die ganz im Dienste der kirchlichen Verkündigung standen, diese Begebenheit aus der Kindheit Jesu einer Schilderung nicht für wert erachteten; trotz den bildhaften Erzählungen von den Wundern dieser Reise, die auch ihnen nicht unbekannt waren. Es mußte erst der Sinn für Naturpoesie im Ausgang des Mittelalters erwachen. Der blühende dann wunderbar auf und verband sich bei den Mystikern mit der tiefen Verehrung der Jungfrau und ihres Kindes.

Zwar besaß das Bischofshaus in Lüttich schon ums Jahr 850, so wird berichtet, unter den zahlreichen Bildern aus dem

Leben Jesu auch eine Flucht nach Ägypten als Wandschmuck, doch dürfte dieses Bild nur zur Vervollständigung der ausführlichen Heilsgeschichte gedient haben. Bedeutung findet diese Darstellung jedenfalls erst im Ausgang des Mittelalters, wo nach der Versenkung in die düstere Tragödie der Passion nun eine poetische Verklärung der irdischen Welt hineinklingt in die stille Innigkeit der Geburt und der Kinderzeit. Der gewaltige Schatten des Todes, der das Gemüt des mittelalterlichen Menschen undüsterte, weicht zurück, die Sonne läßt eine Natur in Farben aufleuchten, die nicht mehr als nur sündhaft empfunden werden kann. Da stellt sich auch die Flucht und die Ruhe auf der Flucht als ein liebliches Idyll hinein in Jesu Erdenbahn und wird dann immer mehr ein wunderfames Märchenbild, bis auf unsere Zeit.

Meister Bertram von Minden hat in den Jahren 1378



Ruhe  
auf der Flucht.  
Altarbild  
des Meisters Bertram von Minden.  
(Kunsthalle Hamburg.)



Eichbild: Rompel.

bis 1381 in Hamburg am Grabower Petrialtar gemalt. Unter vierundzwanzig Bildern, mit denen wir die Schöpfung der Welt und Christi Leben durchwandern, befinden sich sechs Jugendgeschichten von der Verkündigung bis zur Ruhe auf der Flucht. Dieses Bild von der Flucht nach Ägypten, ergreifend schön in seiner innigen Schlichtheit, gibt uns die Landschaft nur als Hieroglyphe, als eine allgemeine Anmerkung. Sie klingt noch nicht mit als wesentlich im Bildgeschehen. Als dann aber der Niederländer Melchior Broederlam aus Ypern, den man einen ersten Wegbereiter realistischere Naturauffassung nennt, einen Altar für die Kartause Champmol malte, hat seine Darstellung der Flucht nach Ägypten zwar noch die eulissenartige Unwirklichkeit mittelalterlicher Landschaftsmalerei, aber begrünte Hügel und aufragende Felsen mit Burgen, blumiges Rasenstück und rieselnde Quelle vermitteln uns die Romantik einer Reise durch fremdes Land. Dieses Land kann bei Broederlam zwar noch Palästina oder Ägypten oder auch Deutschland sein, aber die Landschaft ist

nicht mehr fortzudenken aus dem Inhalt und der Gestaltung des Bildes.

Erst der Zeitenwende im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, den Blick zu öffnen für die Schönheit einer bestimmten Landschaft, für das künstlerische Erleben der Heimat. Und Heimat verbindet sich in den folgenden Jahrhunderten, sowohl in der Dichtung wie in der Malerei, mit dem Kindheitsleben Jesu. Gerade die Flucht nach Ägypten läßt es zu, in immer stärkerem Maße aus dem Volksgemüt heraus als eine Begebenheit der Gegenwart und sich vollziehend im eigenen Lande gestaltet zu werden. Da werden Maria und Josef Nachbarsleute, die aus Furcht vor Herodes aus dem heimischen Dorf hinausziehen in die Fremde.

Von den Mystikern des Mittelalters an verlangt deutsches Gemüt danach, heiliges Geschehen nicht wie ein fernes Bild zu betrachten als Gegenstand des Glaubens, sondern es sich immer wieder vollziehen zu lassen in der Heimat und im Kampf des eigenen Lebens.





Ruhe auf der Flucht.  
 Gemälde von Lukas Cranach.  
 (Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin.)

Wie Sturm und Stille, so wechseln in den künstlerischen Darstellungen „Die Flucht“ und „Die Ruhe auf der Flucht“. Auf dem Holzschnitt aus dem „Marienleben“ Albrecht Dürers erleben wir bei allem blühenden Naturleben und Lobsingem der Engel die Furcht des „Mährwäters“ im eiligen Schin-

traben und seine Gespanntheit im scharfen Umschauen. Beides wird noch betont durch das unruhige Flattern der Wolken und die scharfe Straffheit der Palmenwedel. Entschlossenheit und Vertrauer hänseln mit Zagheit des Herzens. — In der Rembrandt-Radierung von 1633 hegen toimüde, verzweifelte Wan-





(Kunsthalle Hamburg.)

Ruhe auf der Flucht.

Lichtbild: Koppel.

Gemälde von Ph. O. Runge.

derer, arme Leute aus dem Volke, den Waldpfad hinan. Die untergehende Sonne wirft lange Schatten voraus, die Nacht bricht herein — und keine schützende Herberge für das Kind.

Ein lichtdurchwebtes deutsches Waldmärchen ist dagegen die Ruhe auf der Flucht von Lukas Cranach. Eben steigt fern über der Heide die Sonne auf und verdrängt die Dämmerung, die noch im Graublau des Himmels und in den düsteren Tannen hängt. Da ist Josef schon bereit und ermahnt Maria zum Aufbruch. Sie gibt sich noch ein Weilschen dem Glück der Mutter hin; hell umleuchtet innigstes Entzücken ihre ganze Gestalt, strahlt im leuchtenden Rot ihres weiten Gewandes auf und wird jubilierend aufgenommen von der musizierenden Schar der kleinen Engel.

Hat Meister Lukas aus Kronach in Franken die Heilige Familie in seine Waldheimat mit burgbewehrten Bergen, mit schwanken Birken und sturmzerzausten Fichten hineingestellt, so Philipp Otto Runge, der Norddeutsche, in die entschwebende Weite einer Küstenlandschaft. Auch ein Heimatbild, wenn uns nicht eine kleine Pyramide in der Ferne andeuten würde, es solle Ägyptenland sein. Voll entzückender Morgenfrische, hell aufklingend wie sprudelnder Quell ist das Cranach-Bild, aber ernstes Sorgen schwingt in den wogenden Linien durch das Bild des Romantikers. Schemenhaft unwirklich, wie ein tröstendes Traumbild der Maria, schiebt sich der Blütenbaum mit den Engeln in den Raum, ein entschwindender Nachklang der Nacht im aufsteigenden Licht des neuen Morgens, dem das Kind entgegenjauchzt.

Ein Wesenszug der Romantik im Eingang des neunzehnten Jahrhunderts lag in der Verbindung von schlichter, fast mittelalterlicher Frömmigkeit mit einer innigen Versenkung in die Schönheit der natürlichen Schöpfung Gottes. Es ist

die eine Seite deutschen Gemütes, wenn wir die andere Erkenntnistreben und Tapferkeit des Herzens nennen. Bis in unser Jahrhundert hinein zieht sich ein Nachklang jener Romantik und wird noch einmal zu einer künstlerischen Großtat in dem Werke Hans Thomas. Kein deutscher Künstler hat in dem Maße wie er zu vereinigen gewußt eine unbestechliche Realistik in der Wiedergabe von Landschaft und Menschen mit heiterer Naturpoesie und alemannisch gemüthhafter Volkstümlichkeit. Führt ihn seine schlichte Frömmigkeit häufig zur Darstellung von Themen der Biblischen Geschichte, so mußte die Matthäus-Erzählung von der Flucht nach Ägypten für seine Heimatliebe ein starker Anruf sein, die heiligen Drei auf deutscher Landfahrt zu schildern, wie es später der Dichter Zimmermans unternahm. Auf den Bildern Thomas zieht ein bäuerliches Paar mit seinem Kinde durchs blühende Maintal; sie lagern auf blumiger Wiese an einem Schwarzwaldbach, Engel führen sie sicher durch dunklen Wald oder spielen aus der Höhe eines mächtigen schützenden Baumes ein leises Wiegenlied zur nächtlichen Ruhe. Immer wieder hat Hans Thoma in den Tälern und Wäldern seiner Heimat dieses innige Bild vor sich gesehen und gestaltet.

Die Kunst Hans Thomas war in den Nachkriegsjahren nur noch ein fremder, verwehter Klang. Zu unruhvoll war die Zeit geworden für die stille Verklärung, die über seinen Werken liegt. Und gar das Idyll der Ruhe auf der Flucht ist dem harten Entweder-Oder unserer Zeit ferne gerückt. Aber in der Weihnachtszeit sind alle diese innigen Bilder der Verkündigung und der Geburt uns wieder ganz nahe und sprechen zu uns, und auch die Flucht nach Ägypten gehört dann zur Weihnachtsgeschichte wie die zwölf heiligen Nächte als Ausklang zur Weihenacht.





Krippe meiner Mutter.

## Krippen im Erzgebirge.

Eine Erinnerung von F. E. Krauß.

Feierabend“, sagte Meister Voigt. Ein merkwürdiger Feierabend: er setzte einen alten Hut auf, krepelte die Ärmel hoch und wendete die Werkstatt beinahe um. Er musterte die Hölzer; die „halbschierigen“ kamen in die Schupp, die schlechten Brocken in die Kiste zum Feuerholz. Der Nagelnapf wurde umgekippt, ausgeblasen und das weggeworfen, was so übers Jahr unrecht hineingeraten war. Er sortierte die breite Rinne in der Hobelbank leer; die Schneiden der Stemmeisen wurden am Sauwabel eingefettet, im großen Hobel ließ er das Eisen nach und nahm dem Seil der Handsäge die Spannung. „Ihe hammerseh“, sagte der Meister, schwenkte mit seinem Schnupftuch den Staub von den Fensterkreuzen, hängte den alten Hut an den Nagel, band die Schürze ab und ging in die Stube.

Dort hatte meine Großmutter mit ihren Mahden „ranzeviert“, als müsse man das Mamsvolk weit übertreffen. Er hatte es immer noch beim Trocknen bewenden lassen, die

Frauensleute aber ließen keine Ecke ungenutzt, jeder Schub wurde naß abgerieben und bekam neues gezacktes Papier. Die Tischplatte und der Fußboden wurden abgewurzelt wie eben nur einmal im Jahr. Die Bretter verloren nach und nach ein wenig die Glätte, wurden schwielig und rissig, aber auch immer heller, mit einem Schein ins Silberige.

Der Vater las den Abendsegen; die müden Voigte gingen zu Bett, sie sprachen nicht davon und hatten doch nichts anderes im Sinn als: „Morgn is dr Heilige Ohnd.“

„Minna, Anna, nár dos beste Struh“, sagte Meister Voigt, prüfte streng und ließ jede Schütte durch seine Hand gehen, „weils forsch Bornkimmel is“. Fürs neugeborene Kind, fürs Christkind? Ja, weil's in der Erzgebirgstube neu geboren wird.

Drum breiteten sie ihr schönstes Haferstroh auf den hellen Dielenbrettern aus und warteten andächtig auf den Abend, die Heilige Nacht.



Wenn der Leuchter brannte und der Vater aus dem Neuen Testament vorlas, war das Christkind bei ihnen.

Das Stroh knisterte, es roch ein wenig nach Stall, er war ja gleich neben der Stube. Als die Stelle von den Heiligen Drei Königen kam, die das Jesuskind beschenkten, ging die Mutter leise hinaus und kam mit einer vollen Schürze zurück. Kaum hatte der Vater die Bibel weggelegt, ließ sie ihre Gaben ins Stroh purzeln: Strümpfe, Handschuhe, einen Rock, für den Gung ein Paar Stiefel, für den Vater eine neue blaue Schürze, alles in Päckchen mit Namensschild und einer versteckten Walnuß, die wie pures Gold leuchtete und noch ein wenig Gold für die Fingerspitzen hergab. „Vergaßt ne Stall net“, sagte der Vater. Da wurden die Kühe, die Kälber und Schafe beschenkt mit einem Butterbrot, das mit Nuszkernen belegt war. Die Tür zum Stall blieb nun offen.

Sie sangen die alten Lieder. Es roch nach Weihrauchkerzeln, dem schönsten Zopf Amegelika, der am Ofen hing, und auch ein klein wenig nach der Tobakspfeife des Vaters (ich glaube, in seiner Schürze war keine Nuß, sondern ein Beutel Tobak eingewickelt). Er sang nicht immer mit, aber er hantierte mit seiner Pfeife wie mit einem Laktstock, und zuletzt erzählte er von den Weihnachtsfesten seiner Kindheit.

In dieser, der Heiligen Nacht, schliefen sie alle im Stroh, die Mädchen ganz nahe an der Mutter. Mochte eines anderswo schlafen, da das Christkind im Stroh schläft?

Ich weiß, wie kurz die Nacht war, meine Mutter hat es mir so oft erzählt. Ein Kind um das andere wollte wissen, „ob es Zeit sei“. Es war noch nichts vom Tag zu spüren, als sie mit ihrem Licht, einem einzigen für die Familie, zur Christmette aufbrachen.

Gleich nach dem Mittagessen durften alle Kinder zu einem Nachbar gehen, zum Hänel-Edward. Seit Wochen wußten sie, daß er seine Krippe aufbaute und daß wieder etwas Neues dazugekommen war. Es war schwer, in die Stube zu kommen, sie war überfüllt; den halben Platz nahm ohnehin die Krippe ein. Die Kinder standen sich geduldig durch. Mild flackerte das Licht der kleinen Rüböllampen. Dort lag das Christuskind: „Siehst du, im Stroh?“ Aber hier waren auch die Hirten und die Könige leibhaftig dabei. Ein Hirte hatte sich ein Schäfchen um den Hals gelegt, und der eine König war mohrenschwarz. Der Esel mit seinen langen Ohren lag ganz nahe am Christkind.

Es gab zu Weihnachten noch andere Krippen, Berge und Ecken in Lauter! Bei dem einen Berg war die Jägerei die Hauptsache. Wenn die Kinder so leise wie möglich trampelten oder auch nur wippten, zitterten die Hirsche auf ihren Drähten. Beim alten Julius ging's mit Adam und Eva, Löwen und Palmen an. Beim Schmied war alles gangbar: der Himmel tat sich auf, der große Engel kam tiefer herunter und drehte sich an seinem Faden. Vorn am zimmernen Zaun stand eine Sparbüchse. Wenn sie oft klapperte, sagte der Schmied: „Iche will iech emol e paarn's Wart zeign“ und nahm drei bis vier Kinder mit hinter den Vorhang, an dem er immer stand, und hinter dem er verschwand, wenn es unten verdächtig raste oder etwas Gangbares „treten“ blieb. Beim Nachhausegehen ging jedes einmal ums Häufel. Dort hing das große Treibgewicht zum Fenster raus. Man konnte nicht sehen, daß es sich bewegte, aber die kleinen Gunge wußten, wie hoch es zu Mittag gegangen hatte.

Ich weiß nicht mehr, wann meine liebe Mutter das erstmal

eine Krippe, unsere Krippe, aufbaute und die kleinen gerieften Kerzen vorn am zimmernen Zaun ansteckte. Ich sehe sie noch leuchten, ich weiß, wie die Nüsse hingen, wie es nach Fichte, Wachs und Weihrauch duftete. Kerzen, Lieder, Handschuhe, Schnee, Eisblumen, Engelshaar, es hängt und liegt in der Erinnerung lieblich durcheinander: wer kann das einzelne Glied in der strahlenden goldenen Kette der Christmette erkennen?

Als Schuljunge, vielleicht in der vierten Klasse, begann ich meinen Weihnachtsberg aufzubauen. Jedes Jahr wurde er vergrößert und verbessert, wenigstens lag es in meiner Absicht. Der Anfang war ein großer Wurzelstock von einer Fichte, in dem unten wie oben zwei Bergleute hackten. Deren Arme waren drehbar und wurden von hinten mit einem Erzenter angetrieben. Später kam ein Stollen dazu, der sich vor dem ausfahrenden Bergmann öffnete, dann eine Wasserkunst, ein Jäger, der auf den Hirsch anlegte, und dann Burgen, seltsam beleuchtet.

Meine Mutter baute ganz still an einem Nachmittag oder Abend ihre Krippe auf. Ich brauchte zu meinem Berg Wochen, auch mußten der Erich und der Waldemar helfen. Die Mutter lobte meine Künste, aber mir war nicht wohl dabei angesichts der Krippe. Sie machte mich still, und ich fand meine Technik ein rechtes Fuhrwerk. Ich wollte ein paarmal eine Krippe in meinen Berg einbauen; ich ließ es wieder. Für den Bergbau an der Stubenwand mochte das Gangbare gut sein, für Christi Geburt war die stille Ecke mit den Lannenzweigen, den Nüssen und dem Engelshaar das Richtige.

Ich blieb beim Berg und löschte am Heiligen Abend meine vielsenstrigen Lichter aus, wenn die Lichter um die Krippe der Mutter brannten und wir Lieder sangen, die wohl alle Krauß-Schmiede seit 1600 im Gebirge gesungen haben.

Es sind Groschenfiguren in der Krippe meiner Mutter, auch sind sie angestoßen, wiewohl sie sorgfältig in eine Spanschachtel verpackt und umschnürt und mit einem Zettel drauf aufgehoben wurden. Sie sind wohl eigentlich nichts wert. Dir vielleicht nichts, mir mehr, als ich sagen kann. Dort, wo Weihnachten wirklich erlebt wird, kann die Harmonika die Orgel übertreffen, die Groschenfigur das große Kunstwerk. Erleben verklärt, vergoldet, zaubert um Nichtigkeiten, schenkt uns die großen goldenen Himmelschlüssel. Laßt die Christ- und Kunstgelehrten urteilen! Sie sind arm mit ihren scharfen Augen. Komm, wir wollen weiter auf die Krippe schauen, anschauen, dankbar und ehrfürchtig!

Ja, brauchen wir uns denn überhaupt so große Mühe zu geben um die Volkskunst und um die hohe Kunst? Ganz sicher, mein Freund! Siehst du, zu einer Schau braucht man nicht unbedingt etwas zu sehen — Mutterhände können wunderbar ausgebreitet sein — aber aus tiefem Erlebnis Geborenes hilft uns schneller zur Schau, zur Einkehr, zum inneren Erleben.

Sei behutsam zu den Erlebenden und streng gegen die Schaffenden! Wegen des Echten und Herzgeborenen! Und wundere dich nicht über der Erscheinungen Fülle! Die Gärten blühen gar bunt im Herbst! Ist es nicht schön so? Gar bunt blüht auch der Garten der Volkskunst aus dem Reichum der deutschen Seele.

Meine Mutter hat mich an die erste Krippe geführt, ihr zu Ehren brennen hundert Kerzen auf der Deutschen Krippenschau. Sie brennen auch für deine Mutter, für alle Mütter in unserem geliebten Vaterland.



# Erinnerung an eine Weihnacht.

Von  
Otto Heuschele.



Auch ein Weihnachtsbaum.

Lichtbild: Meertämper.

Am Nachmittag des 24. Dezember 1927 saßen zwei Männer, deren Alter zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahren liegen mochte, im Arbeitszimmer Rudolfs, des älteren von beiden. Sie hatten ihre Stühle zum Fenster gerückt und sahen eine Weile schweigend in den ruhigen Flockenfall. Draußen auf der Straße war ein sehr lebhaftes weihnachtliches Treiben; Menschen, mit Christbäumen und Weihnachtspaketen beladen, wirbelten, in Pelz und Mäntel gehüllt, zwischen den munter tanzenden Flocken; mitunter stahl sich die Sonne einige Minuten durch das graue Wolkengewölbe, hüllte die Häuser und Straßen der Stadt sowie die Hügel rings in silbrig-festliches Licht. Rudolf und sein Freund Franz, beide Junggesellen geblieben, bliesen den leuchtend-blauen Rauch ihrer Zigarren in den schweigenden, wohligen, warmen, einfach-schönen Raum.

„Es ist seltsam“, sagte Franz, plötzlich das Schweigen

unterbrechend, „solch ein einziger Tag, wenn er wiederkehrt, vermag in unserer Erinnerung hundert und tausend andere Tage auszulöschen und eben nur ein Duzend Tage bestehen zu lassen, so diesen Weihnachtstag, wie er gleich und doch immer wieder ein wenig verändert unser Leben trifft.“

Ich habe heute schon viel an meine Weihnachtstage zurückgedacht, an jene der Kindheit, an die als Student in Paris und London verlebten, endlich an die an der Front. Es ist ein Wunderbares um die Kraft der Erinnerung, sie ist ja vielleicht das Magischste, was dem Menschen gegeben ist, der damit lebt und immer auch in einem anderen lebt, das gewesen ist. Viele meiner Weihnachtstage sind mir gegenwärtig, aber merkwürdigerweise die im besonderen, die ich in meinem zehnten Jahre erlebte. Ich habe lange nicht mehr an sie gedacht, bis sie mir heute plötzlich vor der Seele standen. Habe ich dir schon einmal davon erzählt?“



„Ich glaube nicht.“

„Dann möchte ich es heute tun, wenn es dir Freude macht, ich weiß nicht, wann mir dieses merkwürdige Erlebnis wieder so gegenwärtig sein wird.“

Die beiden Männer legten sich in ihre Stühle zurück. Franz begann nach einer kleinen Pause, während der er sich sammelte, also zu erzählen: „Es war in meinem zehnten Jahre. Es waren nur noch fünf oder sechs Tage bis zur Weihnacht, aber eben in diesen letzten Tagen wurde bei uns die weihnachtliche Stimmung immer auf eine besonders innige Weise gepflegt. Des Abends wurden Weihnachtsgeschichten vorgelesen, man sang Weihnachtslieder; das war auch dieses Jahr geschehen, aber nur bis zum vierten Tage vor der Weihnacht, wo dieses Gewebe einer sehr zarten und reinen Stimmung plötzlich jäh zerrissen wurde. Ich weiß es noch ganz genau, wie vier Tage vor der Weihnacht in der Nacht unvermittelt ein Föhnsturm aufsprang, krankhaft lau und warm durch die Straßen wehte, allen Schnee und alles Eis in Schmutz verwandelte, so daß aller äußere Weihnachtszauber erstarben war und die Menschen sichtlich den Eindruck von plötzlich Erschrecken machten. Ich hörte auch am folgenden Morgen den Arzt, einen Freund meines Vaters, erzählen, daß diese plötzliche Änderung und Erschütterung in der Atmosphäre viele Menschen krank gemacht habe, über Nacht sei die Grippe gleichsam wie ein Feuer ausgebrochen, auch mein bester Kamerad Hans sei, wie er sagte, unter den Kranken. Noch vorgestern hatte ich ihn gesehen, heute sollte er schon schwer krank in seinen fahlen Kissen liegen. Ich ging am Mittag zu ihm. Nur eine kurze Weile durfte ich in sein Zimmer eintreten, durfte seine Hand in der meinen halten. Seltsam, sehr seltsam, ich konnte Hans nichts fragen, kein Wort drang über meine Lippen; ich merkte plötzlich, als ich sein Antlitz ansah, daß er ganz verändert war. Was war das nur? Ich war sehr ängstlich und stand in dieser Angst, deren Grund mir unbekannt blieb, nur die Hand des Freundes, die ein wenig zitterte, haltend. Nach Minuten erst war ich gefaßt genug, um etwas zu sagen. ‚Du bist krank geworden?‘ fragte ich; mehr fiel mir nicht ein. Warum war das alles nur so fremd und unheimlich, so unfassbar und verwandelt? Ich begriff es nicht, ich spürte nur, wie es sehr schwer auf mich drückte.“

Nach einer kleinen Pause, während der ich mich an ihn erinnerte, wie er noch vor zwei Tagen ausgesehen hatte, kam die Mutter und führte mich aus Hansens Zimmer. . . Es geschah stumm und lautlos; sie ergriff meine Hand und führte mich weg, indem sie einen sehr wehen und schmerzvollen, klagenden Blick auf ihr Kind warf. In der Tür hielt ich einen ganz kleinen Augenblick lang und sah mich nach Hans um. . . Ich sagte wiederum nichts, aber es war, als nähme ich Abschied, richtigen Abschied, so, wie ihn Erwachsene genommen hatten, wenn sie übers Meer oder in ferne, fremde Länder gefahren waren. Als ich draußen war, war ich im Grunde darüber erleichtert, daß alles vorüber war. Ich stieg die Treppe nieder, trat auf die Straße, wo immer noch dieser laue, warme Sturmwind wehte. Ich wollte über den Marktplatz gehen, um zwischen den Christbäumen und den Messeständen hinzustreichen. Aber die Tannen dufteten nicht wie sonst nach Wald, Nadeln und Harz, und die Menschen in und vor den Marktständen schienen so unfroh, niedergeschlagen und müde wie kaum zuvor; vom Zauber der Weihnacht war nichts mehr zu spüren. Als ich heimkam, war schon Dämmerung. Ich fand die Mutter im dunklen Zimmer am Fenster stehend, auf das Treiben in den Straßen niederblickend. Sie grüßte mich nur mit einigen kargen Worten, dann schwieg sie. Ich sah lange das im Dämmerlicht verschwimmende schweigende Gesicht an, ehe ich fragte: ‚Wollen wir heute nicht singen, Mutter?‘ — ‚Nein‘, antwortete sie kurz, ‚heute nicht!‘ ‚Fehlt dir etwas, tut dir etwas weh?‘ mußte ich fragen. ‚Nein, mein Kind‘, klang es sachlich durch den dämmer-

dunklen Raum. Ich wagte kaum mehr etwas zu sagen. Indessen mußte ich nach einer Pause erneut etwas vorbringen. ‚Hans ist sehr krank, ich glaube, er wird sterben müssen, er war ganz verändert, als ich zu ihm kam, er war ferne und sprach nicht mit mir. . . ich konnte nicht zu ihm sprechen‘, sagte ich. ‚Dummer Junge, wer wird von Sterben reden!‘ sagte meine Mutter heftig, und ich wußte, daß ich nun nicht mehr fragen durfte. So zog ich mich denn zurück und spielte im Kinderzimmer.

Nach einer Stunde kam mein Vater aus seinem Atelier; ich sah ihn eintreten und las aus seinem verdüsterten Antlitz, daß ihm etwas Widerwärtiges widerfahren war. Seine Augen waren seltsam verdunkelt, seine Stirne voll Falten, und um seine Nasenflügel lagen, ein Ausdruck dumpfen, unlösbaren Schmerzes, düstere Schatten. Aus dem kargen Gespräch zwischen den Eltern entnahm ich, daß sich der Vater seit Tagen um die Vollendung einer kleinen Statue mühte, die den Tod darstellen sollte, wie er ein kleines, nur wenige Jahre altes Kind raubt. Das kleine Marmorwerk sollte das Geschenk eines Gatten an seine Gattin werden, der das Kind, das sie ihm in die Ehe gebracht hatte, vor wenigen Monaten gestorben war. Nun war meinem Vater das Werk fast bis zur Vollendung gelungen, einzig der Ausdruck des ungelebten Lebens, den er auf dem Antlitz des Todes, der das Kind entführte, widerspiegeln wollte, war ihm nicht gelungen. Nach ihm suchte er. Mitten in dieses Suchen, das für ihn nichts bedeutete als ein inniges, sehr zartes Sichverwandeln in die darzustellende Gestalt, brach die Änderung, die Katastrophe in die Atmosphäre, und dieser warme Föhnwind griff meinen Vater von jeher ohnehin sehr heftig an, so daß er, während dieser herrschte, nur schwer zur Sammlung oder zu einer vollkommenen Arbeit kommen konnte.

Am diesem Abend waren Mutter und Vater derart verstört, daß wir weder Weihnachtsgeschichten lesen noch Weihnachtslieder singen konnten. Ich wurde schon früh zu Bett gebracht, wo ich freilich nicht einschlief, vielmehr an Vater und Mutter dachte, an Hans, den kranken Kameraden, und an die Weihnacht. Draußen brauste indessen der Sturm durch die Bäume, ratterte an Fensterläden und Dachrinnen.

Als ich am Morgen erwachte, war das Bild wenig verändert; ich frühstückte mit der Mutter, die, als ich nach dem Vater fragte, mir sagte, er sei bereits ausgegangen. Ich war darüber enttäuscht und unruhig, trat jedoch, früher als sonst, meinen Weg zur Schule an. Als ich an Hansens Elternhaus vorbeikam, wollte ich dort einen Augenblick eintreten, um meines Freundes Mutter zu fragen, wie es ihm gehe. Ich trat denn auch ein, fand merkwürdigerweise alle Türen geöffnet, lief durch die leeren Zimmer, deren Türen offenstanden und auf mich den Eindruck machten, als seien alle Bewohner geflohen. Erst als ich an Hansens Tür kam, fand ich diese verschlossen. Ich legte mein Ohr daran und hörte die Stimme der Eltern, die des Arztes und merkwürdigerweise. . . die meines Vaters. Ich verharrte einen Augenblick lang vor dieser Tür, bebend vor Angst; dachte an Hans, und daß er tot sei, ganz genau stieg das Bild des toten Kameraden vor mir auf. Dann fragte ich mich, was mein Vater hier suche. . . Ich erinnerte mich nicht, daß er auch nur einmal in den drei Jahren unserer Freundschaft das Haus von Hansens Eltern betreten hatte. Jetzt aber, in dieser Stunde, war er da. Was wollte er? Warum war er da? Ich wagte es nicht mehr, bei Hans einzutreten, sondern schlich wie ein Dieb die Treppe hinunter, hastete, als hätte ich gestohlen und würde nun verfolgt, zur Schule. Dort verging Stunde um Stunde, ich hörte nichts von dem, was der Lehrer sagte; zum größten Glück fragte er mich an diesem Morgen auch nichts. . . denn ich konnte gar nichts denken, als daß mein Vater bei meinem Kameraden gewesen war und daß das irgendwie etwas Außerordentliches bedeuten mußte. . . Was das war, das





Winterfrieden.

Lichtbild: Meerfämpfer.

wußte ich nicht. Es fiel mir keine Antwort auf meine Frage ein.

Der Morgen war vorüber, und ich hastete ebenso schnell, wie ich gekommen war, aus der Schule nach Hause; ich hörte nicht die laute Freude der Kameraden über die Ferien, die nun begannen. Ich wußte gar nicht mehr, daß Weihnacht war . . . Es blies ja noch immer dieser laue, warme Wind, und ich dachte an Hans, den dieser Wind krank gemacht hatte, an meinen Vater, den derselbe Wind quälte. Ich dachte daran, daß ich am Mittag zu Hans gehen wollte, um ihn zu fragen, wie es ihm gehe, was mein Vater bei ihm getan hätte und noch vieles andere. Ja, jetzt würde ich ihn alles fragen können, vom Kranksein, vom Tode und vielleicht, wie es sei, wenn man dem Tode zuwandere — das mußte er ja wissen.

Beim Mittagessen fand ich den Vater nicht; die Mutter sagte mir, er arbeite; sie selbst war, während draußen der Föhn immer noch durch die Straßen lief, sehr niedergeschlagen und schweigsam. Am Nachmittag trat ich in das Haus meines Freundes ein. Seine Mutter kam mir auf dem Hausgang entgegen und sagte mir, es stehe sehr schlecht mit ihm; sie war traurig und weinte. Ich hielt unvermittelt ihre Hand, so, wie es Hans immer getan hatte, wenn er von der Schule heimkehrte. Sie legte ihre freie Hand auf meine Stirn und entließ mich. Erst als ich wieder über den Markt schlenderte, wurde ich daran erinnert, daß morgen Weihnacht war — ich sah die Tannenbäume, die Messstände. Aber mir war, als seien sie alle nicht, als sei all das ein Traum; das wache

Leben aber, das war Hansens Krankheit, die Verwirrung der Mutter, der Schmerz des Vaters, die Müdigkeit, die über alle Menschen durch dieses furchtbare, Krankheit ausstrahlende und verbreitende Wetter gebracht wurde. Als ich wieder nach Hause kam, fand ich die Mutter unruhig und ungesammelt, wie am Tage vorher. Nichts erinnerte an das Fest, keine Geschichte, kein Lied; wieder mußte ich früh zu Bett gehen, aber der Schlaf kam nicht; dagegen huschten vielerlei Gestalten aus Geschichte und Leben an mir vorüber; scheinbar sinnlos verbanden sich die getrenntesten zu phantastischen Handlungen. Sehr spät muß ich eingeschlafen sein. Als ich wieder erwachte, hörte ich, wie Vater und Mutter im Speisezimmer plauderten. Ich stand rasch auf und ging zu den Eltern, die ich vor dem fertigen Bildwerk meines Vaters stehend fand. Über Nacht war dem Vater gegeben worden, was er so lange gesucht hatte. Der Tod trug das Kind auf seinen Armen fort. Das geraubte Kind hatte die Züge des Lebens, der Tod aber in Jünglingsgestalt trug Hansens Züge, so, wie ich ihn zum letztenmal gesehen hatte. Ich sah es auf den ersten Blick und erschrak, erschrak, wie ich nie erschrocken war. Meine Eltern schienen das nicht zu wissen; sie schienen nicht zu fühlen, welche Verwandtschaft zwischen dem Tod und meinem kranken Freunde war. Ich wußte es, ich hatte gesehen, wie er sich verändert hatte, als ich das letztemal bei ihm gewesen war. Meine Eltern waren nun recht froh; der Vater, obwohl über seinem Antlitz eine große Müdigkeit lag, plauderte von der Weihnacht, vom Heiligen Abend . . . Er sagte auch, er wolle noch in die Stadt gehen,



um Besorgungen zu machen. Ich aber konnte noch immer keinen Ausdruck von Freude kundgeben, so sehr hatte mich die Verwandtschaft zwischen meinem Freunde und dem Bilde erschreckt.

„Vater, du warst bei Hans . . . wie geht es ihm?“ fragte ich zögernd, mitten im Saße steckenbleibend. Ich bemerkte sehr deutlich, wie dem Vater meine Frage unangenehm war. „Es steht sehr schwer . . . aber man wird ihn retten können.“ Meines Vaters Antwort klang nicht sonderlich vertrauensvoll, das fühlte ich; er schien auch sichtlich betroffen zu sein, daß ich ihm diese Frage gestellt hatte. Die Mutter umgekehrt hatte wohl nichts davon gewußt, daß mein Vater bei Hans gewesen war. „Was veranlaßt dich, zu Hans zu gehen? Du hast mir nichts davon erzählt!“

Ich begleitete Dr. Müller, unseren Freund. Es war mir eine Freude, dem Kleinen einen Besuch zu machen; übrigens könntest du ihn heute mittag auch noch rasch besuchen“, sagte mein Vater, indem er sich erhob und sich rasch zum Ausgang fertig machte. Als mein Vater fort war, mußte ich immer wieder das Bildwerk betrachten. Ich verriet meiner Mutter mein Geheimnis nicht, dachte vielmehr einzig darüber nach, warum mein Vater der Gestalt des Todes die Züge meines Freundes gegeben hatte. Der Gedanke quälte mich unsäglich. Ich dachte daran, daß Hans vielleicht sterben könne. Wie würde das sein, wenn er tot war, wenn plötzlich dort, wo er jetzt stand, ein Leeres war? Über diesen Gedanken vergaß ich alles andere . . . selbst die Weihnacht. Zum Mittagessen kam der Vater nicht nach Hause. Nachdem ich mit der Mutter das Mahl eingenommen hatte, ermunterte sie mich, über die Mittagsstunden noch einmal zum Weihnachtsmarkt zu gehen. Obwohl ich eine Art Widerwillen gegen das Weihnachtsreiben empfand, ging ich, wollte aber zuvor an Hansens Elternhaus vorübergehen. Ich lief einige Male vor dem Haus auf und nieder, wartete, bis jemand herauskäme oder hineinginge. Das Mädchen kam nach einiger Zeit heraus; ich fragte sie nach meines Freundes Ergehen. Sie schüttelte schweigend den Kopf und weinte. Als ich das sah, erschrak ich und lief ebenfalls weinend aus der Stadt. Ich besann mich einen Augenblick, wohin ich gehen wollte; da fiel mir ein kleines Wäldchen ein, in dem ich im Spätherbst, als das Laub schön braun und golden in der Sonne leuchtete, mit meinem Freunde herumgestreift war. Dorthin wollte ich.

Ich stieg den schmalen Hügelpfad aufwärts, rings war kein Mensch zu sehen; der Himmel hing grau über der Stadt, seit dem Morgen hatte sich der Wind gewendet und wehte nun kalt und scharf aus Norden. In der Vorstadt hatte ich einen Mann sagen hören: „Es wird zum Heiligen Abend Schnee geben!“ Als ich mein Ziel erreicht hatte, streifte ich plan- und ziellos zwischen den regennassen Bäumen und Sträuchern, dachte an das, was wir damals gesprochen hatten. „Hier hole ich meiner Mutter ein Tannenbäumchen zur Weihnacht“, hatte Hans gesagt, „ich will ihr selbst eins hauen!“, und über sein Gesicht war ein Freudenstrahl, der Ausdruck eines innersten Frohseins, gestrichen. Nun war Hans nicht da. Ich spürte ganz tief in meiner Brust einen unsäglichem Schmerz, ein Heimweh; Tränen drängten sich mir in die Augen, ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich seinen Namen laut und vernehmlich in den Mittag rief. Als der Laut verhallt war, kniete ich nieder und durchschnitt, indem ich mich fast eine Stunde lang quälte und mühte, mit einem Taschenmesser das Stämmchen eines kleinen Tännchens. Als ich damit fertig war, wartete ich, bis die Dunkelheit hereingebrochen war, immer an Hans denkend und seine Weihnacht. In der Stadt glühten überall die Lichter auf, als ich, während große Schneeflocken gleich Federn niederwirbelten, heimwanderte. Das Bäumchen wollte ich Hans oder seiner

Mutter bringen. Als ich aber an des Freundes Haus kam, fand ich alle Türen verschlossen; ich läutete, kein Mensch öffnete mir . . . Nach langem Warten trottete ich sehr müde nach Haus, wo man bereits auf mich wartete. Die Mutter nahm mir mein Bäumchen aus der Hand, schmückte es mit Lichtern und kleinen Engeln aus Wachs. Mein Vater, der sein Bildwerk bereits an seine Besteller weitergegeben hatte, hatte dafür Dank und Lob empfangen dürfen, was ihn glücklich machte. So hätte eine große Freude sein können, wäre nicht in mir ein fürchtbar Schweres wie ein Stein gelegen. — Immer wieder mußte ich an Hans denken, immer wieder war es mir, als sei er bereits tot, aber ich konnte diesen Gedanken meiner Mutter nicht sagen. Als ich unter dem großen Lichterbaum alle Gaben, die mir zugeeignet waren, fand, als auch mein kleines Lichterbäumchen hell leuchtete, kehrte keine Freude bei mir ein. „Mutter, ich möchte Hans dieses Bäumchen bringen“, sagte ich. Die Mutter schien meinen Wunsch zu begreifen. „Du darfst es morgen mittag zu Hanschen bringen, diesen Abend sollst du mit uns bleiben; es schießt sich nicht, daß ein Kind am Weihnachtsabend von den Eltern fortgeht und auf der Straße herumstreicht, wir wollen überdies jetzt ein Weihnachtslied singen.“ Kaum hatte sich meine Mutter an das Klavier gesetzt, kaum hatten wir zu singen begonnen, als die Klingel durch das weihnachtlich duftende Haus schrillte. Unser Mädchen ging, zu öffnen. — Während ihrer Abwesenheit sahen wir drei uns stumm an, als lese jedes auf dem Angesicht des anderen die Nachricht ab, die unser Mädchen bringen würde. Langsam kamen ihre Schritte die Treppe empor. — Vor unserer Tür hielt sie nochmals inne. — Durch die Stille hörte ich ihren Atem gehen. Dann öffnete sie ganz langsam. Ich dachte daran, daß, als ich ganz klein war, ich auch so gewartet habe, bis dann der Weihnachtsengel leise durch die Türe trat. Endlich stand Maria im Türrahmen. „Hans ist heute abend in der Dämmerung gestorben“, sagte sie, indem sie sich weinend aus dem Zimmer drückte.

Tiefe Stille, in die das Schluchzen der Mutter drang, die weinte, als habe sie ihr eigen Kind verloren! Mein Vater saß indessen stumm in sich zusammengesunken, zu Stein erstarrt in seinem Sessel. Sein Blick erlosch, sein Angesicht wurde aschgrau, blutlos. Er gab den ganzen Abend kein Lebenszeichen mehr von sich. Ich allein wußte oder ahnte, was in ihm vorging. Ich erlebte zum ersten Male, daß unseres Lebens Weg immer an den Rändern dunkler Abgründe hingehet. Stumm löschte die Mutter die Lichter des Weihnachtsbaumes — kein Lied erklang mehr.

Am Morgen kam mein Vater aus seinem Atelier, in der Hand hielt er ein Blatt seines Skizzenbuches; er reichte es mir. Es war Hansens Antlitz, ganz so, wie ich es beim letzten Besuch sah und nun in mir trug. Es war auch das Antlitz, das mein Vater seiner Todesgestalt gegeben hatte. Wir sprachen kein Wort darüber; erst viele Jahre später sagte mir mein Vater, der von jenem Tage an in seinem Innersten verändert erschien: „Franz, ich habe deinen Freund, den kleinen Hans, dem Tod in die Hände gegeben, ich bringe den Gedanken daran nicht mehr von mir fort, ich muß ihn in meinen Tod hinübernehmen.“

Hier schwieg Franz . . . Längst hatte die Dämmerung das Zimmer, in dem die Freunde saßen, verhüllt, so daß Rudolf die Tränen nicht erkennen konnte, die in seines Freundes Augen gedungen waren.

„Wahrlich, eine sehr seltsame Weihnacht“, sagte Rudolf nachdenklich, während draußen die Glocken der Türme in den Abend läuteten.





Im Moor eingefrorenes Schilf.

Sichtbild: Fritz Henle.

## Können Pflanzen denken?

Von Annie Francé-Harrar.

Man kann nicht sagen, daß die Frage, ob die Pflanzen denken können, zu den Grundproblemen der Menschheit gehört. Denn die Erkenntnis, daß Gewächse lebende Wesen so wie Mensch und Tier sind, ist noch keine hundert Jahre alt und auch heute noch für die Mehrzahl von unsresgleichen eine schwer glaubliche, häufig mit Temperament bestrittene, noch weit häufiger mit völliger Gleichgültigkeit abgelehnte Tatsache. So daß sich zu der Frage der — sagen wir — vernünftigen Gleichberechtigung der Pflanze außer meiner Wenigkeit bis jetzt erst nur eine allerdings ständig wachsende Anzahl von Forschern bekannt hat.

Nun liegt es für den Laien natürlich nahe, sich danach zu erkundigen, ob eine solche Frage denn überhaupt eine praktische Basis besitzt oder ob sie nur auf rein wissenschaftlichen Schlüssen und Hypothesen beruht. Da muß man dann freilich antworten, daß auch für einen ganz Unvorzebildeten die Meinung, daß ein Gewächs so handelt, als ob es einen (und zwar einen allerdings langsam, aber durchaus folgerichtig funktionierenden) Verstand besäße, relativ leicht zu erwerben ist. Man muß nur selber ein bißchen beobachten oder sich mit den Beobachtungen anderer vertraut machen. Daß man sich, wenn man sich einmal mit der Materie befaßt, schnell langweilt, halte ich nicht für wahrscheinlich. Viel eher mag es geschehen, daß man sich zuletzt von einem Wirrsal von Fragen umstrickt fühlt, die in die tiefsten Tiefen des Lebens hinunter-

führen und die altgewohnte bequeme Weltanschauung „Hie Mensch — hie alles andere“ arg gefährden.

Aber lassen wir die Tatsachen selber sprechen.

Da ist durch fast ganz Europa und noch weit nach Asien hinein eine sehr bescheidene kleine Felsenpflanze verbreitet, die so ziemlich jeder schon einmal gesehen hat, wenn er auch keinerlei Notiz von dem winzigen grünen Nebenbei nahm. Der besagte Nebenbei ist eine Linaria und heißt Helmkraut, weil die zartlila und innen leuchtend vergoldeten Blüten wie ein hübsches, wächsernes Helmchen aussehen. Das ganze Pflanzengeschöpf hängt mit Vorliebe an einer recht steilen Wand, die paar Wurzeln tief in einen Spalt geschlagen. In dieser Situation ist es natürlich auch gezwungen, zu heiraten und sich fortzupflanzen. Das Heiraten ist in dem mehr oder weniger schattigen Winkel, den es bewohnt, schon keine ganz einfache Sache. Das Helmkraut ist auf Insektenbefruchtung angewiesen, hauptsächlich durch kleine Blumenbienen, und die treiben sich ihrerseits viel lieber auf Wiesen und in Gärten herum. Die Linaria tut, was sie kann. Sie streckt das dünne Blumenhälschen so weit als möglich von der Wand weg, damit die Insekten besser auf die Blüte aufmerksam werden. Der Wissenschaftler nennt das negativen Geotropismus und kennt derlei von manchen Pflanzen, die sich in ähnlicher Situation befinden. Nun kommt die Zeit der Reife. Was tut das Helmkraut, das sich bisher alle Mühe gegeben hat, eine Stellung,



leicht zugänglich und exponiert, zu erreichen? Wenn es diese Stellung seiner Blüten auch für die Früchte beibehält, so fallen die Samen später unweigerlich auf die Erde, verwehen in der Luft oder haben sonstwie ein dem Zufall preisgegebenes, sehr ungewisses Schicksal. Das Angenehmste ist und bleibt dagegen eine bequeme Felsenspalte, die das Fortkommen etwa so sichert, wie ein Menschenbaby durch die Erbschaft eines Hauses und einer Rente von den Eltern gesichert wird. Kurz und gut: sobald die Linariablüte befruchtet ist, wächst der Blütenstiel mit deutlicher Umkehrung so lang in entgegengesetzter Richtung der Wand entgegen, noch mehr: er tastet gewissermaßen in dem ihm möglichen Umkreis die Mauer ab, bis er eine geeignete Spalte findet. In diese — man kann es nicht anders nennen — kriecht er dann hinein und legt die reife Frucht darin ab, nicht anders, wie ein Vogel seine Eier ins Nest. Nach völliger Reife dorrt der Stiel zusammen, die Samen fallen aus den sich öffnenden Fruchtfächern auf den Boden der Mauerspalte, und sehr bald keimen sie. Das Ziel ist erreicht — und wäre (mit den bescheidenen Mitteln einer kleinen Pflanze) auf andere Weise wahrscheinlich nicht zu erreichen gewesen. Denkt das Helmkraut nun, oder denkt es nicht!?

Gut, sagt man, das ist die eine Linaria! Was besagt sie bei Millionen von Gewächsen? Aber nein, es ist eben nicht die eine Linaria. Ähnliches weiß man von vielen Pflanzen. Da ist das „Studentenröschen“, eine hübsche weiße Sternblume unserer feuchten Augustwiesen auf Bergen und im Alpenvorland. Normalerweise ist strengste Vorsorge getroffen, daß Staubfäden und Stengel, die sich auf engstem Raum zusammen in einer Blüte befinden, sich gegenseitig nicht befruchten können. Trotzdem aber kennt man genau beschriebene Fälle, wo die Parnassia (dies ihr lateinischer Name) dann, wenn eine Fremdbefruchtung durch Insekten ausgeschlossen ist, freiwillig (wie könnte man sie auch zwingen!) ihren Abscheu vor Inzucht verleugnet. Nur um die Fortpflanzung überhaupt zu ermöglichen, verlegt sie das Aufblühen von Staubfäden und Stengel, das sonst zeitlich getrennt stattfindet, auf denselben Zeitpunkt, stellt die Staubfäden selber anders und handelt alles in allem so vernünftig wie jemand, der um jeden Preis die leere Wiege mit einem Erben füllen will.

Von Eukalyptusbäumen weiß man allgemein, daß sie feinste und verborgenste Wasseradern in der Erde aufzuspüren verstehen, weshalb man sie in Italien überall dort pflanzt, wo Fieberepidemien durch Entwässerung des Bodens bekämpft werden sollen. Aber auch in Anbetracht dessen ist ein beglaubigter Fall, der einen Eukalyptus betrifft, etwas mehr als Außergewöhnliches. Der Baum stand in der Nähe eines Kanals und sandte in dieser Richtung eine Wurzel aus, die etwa 20 m lang gerade wuchs. Dann stieß sie auf eine Mauer. Unten durch konnte sie nicht, also wuchs sie an dieser Mauer in die Höhe, bis sie ziemlich hoch ein Loch traf, das allerdings nur etwa 30 cm Durchmesser besaß. Durch dieses schlängelte sich die unternehmungslustige Wurzel hindurch, stieg auf der anderen Seite wieder in die Tiefe und schlug abermals die Richtung nach dem Kanal ein, bis sie ihn endlich erreicht hatte. Wie soll man sich diese „Wanderung einer Wasserleitung“ nun erklären? Kann man annehmen, daß die Wurzel, die schon so weit das Wasser „witterte“, irgendwie vorher in Erfahrung gebracht hatte, daß sich oben in dem Hindernis ein Loch befand, so daß das Hinaufwachsen sich lohnte? Und wie wußte sie das, da sie doch weder Augen noch Ohren besitzt? Wie, durch welche Überfeinheit der Sinne soll man sich den ganzen, logisch sich abspielenden Tatbestand zurechtlegen?

Oder wie soll man begreifen, daß die weibliche Blüte, nämlich die Narbe von Hibiskus, ebenso wie die von Orchideen, zu unterscheiden vermag, ob das Körnchen, das der Wind auf sie streut, ein Sandkorn oder ein Korn von Blütenstaub ist? Noch mehr! Wenn dieses Blütenstaubkörnchen — so winzig ist es,

daß man es kaum mit freiem Auge zu sehen vermag — bereits infolge längerer Wanderschaft vertrocknet, so schließt sich die Narbe, während sie bei befruchtungsfähigem Blütenstaub offenbleibt. Welcher menschliche Sinn ist so fein und so reizsam, daß er solche Unterschiede wahrzunehmen und richtig danach zu handeln vermöchte!

Zu den merkwürdigsten Fällen von Pflanzen, die so handeln, als überlegten sie mit ihrem Verstand, gehört der südamerikanische Imbaubabbaum, eine Akazie, die man zu den Cecropiaarten zählt und die in Brasilien so häufig ist wie bei uns die Esche. Alle ihre Zweige und Äste sind hohl, das ist so ihre Art. Die Ameisen, die das entdeckt haben — die Freundschaft ist sehr alt — sind der Pflanze gegenüber friedlich, sonst aber gegen jedes Lebewesen von einer sogar für Enten auffallend wütenden Bissigkeit. Sie bewohnen die hohlen Gänge im Innern des Baumes. Ein- und Ausgang finden sie durch verdünnte Rindenstellen, deren elastische Haut sie durchbeißen, ohne daß das dem Baum irgendwie schadet. Für eine sichere, Feinden ganz unzugängliche Wohnung sorgt also die Cecropia. Käme noch die Nahrung. Ameisen sind zwar im allgemeinen keineswegs Kostverächter, lieben aber fette und süße Speisen über alles. Was tut da die Imbauba? Süßigkeit beschaffen sich ihre Gäste selber, denn sie betreiben Blattlauszucht, die sie reichlich mit Zuckersaft versieht. Dafür liefert der Baum das Gemüse, kleine, eiförmige weiße Körperchen, die überall dort, wo die Blattstiele ansetzen, in einem braunen Samtpolsterchen lose liegen und von den Ameisen mit wahrer Bier verzehrt werden. Sie bilden sich ständig neu und werden ganz offensichtlich von dem Baum durchaus nicht für eigene Zwecke gebraucht, denn wenn auf einer Imbauba sich zufällig keine Ameisen ansiedeln, so bleiben sie einfach in ihren natürlichen Futteralen liegen und vertrocknen zuletzt.

Bei einer anderen Cecropiaart, auch im tropischen Amerika, leben die bissigen Beschüßer in den großen hohlen Dornen der Zweige, die zuerst von ihnen leergefressen werden. Übrigens finden sie, solange die Nachwirkungen der Regenzeit dauern, auch zwischen den jungen Blättern reichlich Zuckersaft, der sich von selber nachfüllt, wenn die kleinen, lebendigen Löpfe auch noch so oft ausgetrunken werden. Und später, wenn der Baum erst seine volle Blattfülle erreicht hat, bringt er an den Blattspitzen einweiß- und fettreiche Körperchen hervor, die von den Ameisen mit ganz besonderer Vorliebe gegessen werden und ihnen, so wie die „Gemüse“ der anderen Art, sichtlich gut bekommen.

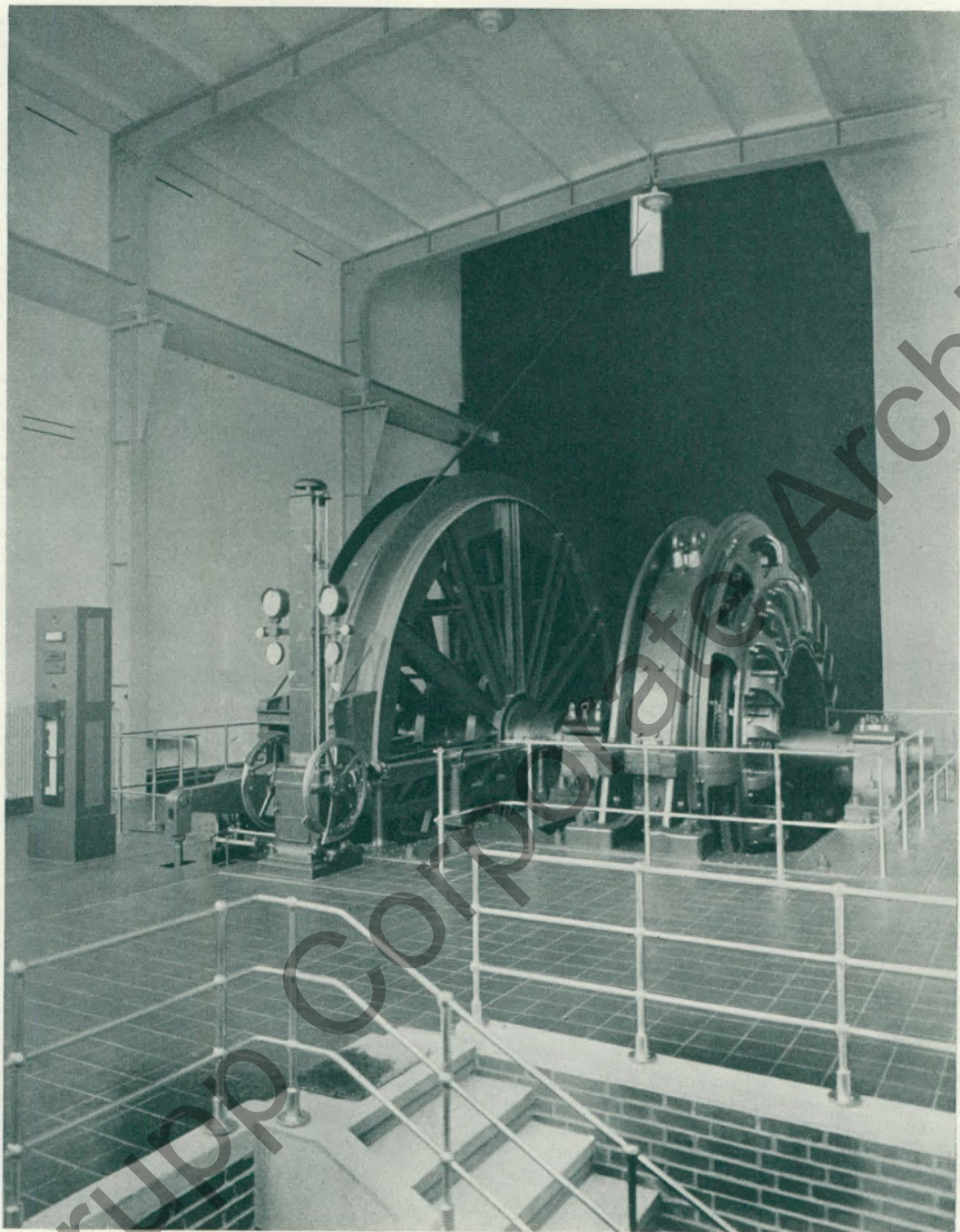
Wozu nun treffen diese Akazien mit so viel — soll man sagen: Umsicht und Entgegenkommen — alle diese Vorkehrungen, die ihnen selber doch nicht das mindeste nützen können? Die Antwort ist sehr einfach. Die Baumbewohner unter den Ameisen sind so bissig, stark und angriffslustig, daß sie jede Pflanze, die sie „beschützen“, mit absoluter Sicherheit vor den „Blattschneidern“ bewahren können, jenen großen Ameisenherden, die zu Tausenden den Urwald durchziehen, die Laubkronen überfallen und bis auf die Reste der Mittelrippen die Blätter zerschneiden und „Mann für Mann“ in lauter pfenniggroßen Stücken in den Bau schleppen, um darauf Pilze zu züchten. Vor ihnen flieht der ganze Urwald bis zu den Indianern hinauf. Nur die Stechameisen bleiben und liefern ihnen wahre Schlachten, indem sie aus Dornen und hohlen Zweigen hervor sich zu Tausenden über sie stürzen.

Bei einem Menschen, der so wie diese Bäume handelte, würde man keinen Augenblick zweifeln, daß er Verstand und Überlegung besitzt. Was veranlaßt die Pflanze, sich so zu benehmen? Kann man alles das, diese Kette von Tatsachen, wirklich nur „Instinkt“ nennen? Oder ist „Instinkt“ nicht etwa nur jener sinn- und persönlichkeitslose Mechanismus, der dem Menschenkopf so verächtlich erscheint, sondern viel eher etwas, was unserem eigenen Denken verwandt und in seiner Auswirkung fast gleichwertig ist?



Die  
größte elektrische  
Fördermaschine  
Europas  
mit der größten  
Nutzleistung der Welt  
ist im Laufe dieses Jahres  
auf der Zeche Bonifatius  
(Gelsenkirchener Bergwerks-  
AG.) in Betrieb genommen.

Bild: Archiv Vereinigte Stahlwerke.



## Wissen und Fortschritt.

### Ein Mondkraftwerk wird gebaut.

Vor kurzem wurde nahe der kanadischen Grenze der Vereinigten Staaten — an der Passamaquoddy-Bai — mit dem Bau des ersten Mondkraftwerkes der Erde begonnen. Gegenwärtig arbeiten bereits 15 000 Menschen mit Unterstützung der amerikanischen Regierung an diesem jüngsten Wunderwerk der Technik. Sie errichten zunächst Dammbauten von 4 Kilometer Länge und 40 Meter Höhe. Sobald die Dämme fertiggestellt sein werden, wird die Flut gewaltige Wassermassen aus dem umgebenden Meere hier aufstauen, und bei Eintritt der Ebbe werden diese Wassermassen — über ein großes Pumpwerk — wieder in den Ozean zurückströmen können.

Die bisherigen Bestrebungen, Ebbe und Flut auszunutzen (und diese Bestrebungen sind ja uralte!) scheiterten immer daran, daß sie alle nur eine einzige der beiden rhythmischen Meeresbewegungen — also die Hebung oder die Senkung des Wasserspiegels — zum Antrieb der

elektrischen Turbinen verwenden wollten. Der amerikanische Ingenieur G. P. Cooper, der Erbauer des ersten Mondkraftwerkes, war sich klar, daß ein auf dieser Basis arbeitendes Kraftwerk niemals rentabel sein kann. Nach jahrelangen wissenschaftlichen Versuchen hat er nun eine Lösung gefunden, die eine ununterbrochene Kraftgewinnung aus Ebbe und Flut gestattet und darum wirtschaftlich sein muß. Denn die sehr großen Elektroturbinen des Mondkraftwerkes werden sowohl durch die Staubbewegung als auch durch die Abfluszbewegung des Meerestwassers in Betrieb stehen, also weder bei Tag noch bei Nacht zur Ruhe kommen.

Die Passamaquoddy-Bai wurde als Standort des Mondkraftwerkes gewählt, weil hier die Flut stärker ist als an anderen Küstenorten. Und nun wurde auch schon der Hafen erweitert, und eine ganze Reihe neuer Fabrikanlagen wird jetzt in seiner Nähe, sowohl in Kanada als in den Vereinigten Staaten, errichtet. Ein neues Industriezentrum entsteht hier, das billigste elektrische Kraft zur Verfügung haben wird. R. S.



## Das Grundwasser der Erde steigt.

Es scheint, daß die Trockenperiode der letzten Jahre sich ihrem Ende nähert und die Erde vor dem Anbruch einer „nassen Phase“ steht. Besondere Anzeichen deuten darauf hin, daß wir uns in einer entscheidenden Wendung des Rhythmus zwischen trocken und naß befinden, denn das Grundwasser der Erde ist im Steigen begriffen. Diese Beobachtung ist nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Ländern gemacht worden. Der Bodensee hat seine bisherige Uferlinie bereits überschritten, und auch der Spiegel des Neusiedler Sees in Österreich hat sich um fünfzig Zentimeter gehoben. Die Befürchtungen, daß die Erde und Europa im besonderen einer Austrocknung entgegengehe, sind also nicht gerechtfertigt, denn die Natur sorgt nach Trockenheitsperioden ganz von selbst für die Wiederauffüllung der Grundwasserbestände und damit für die Belebung des Wasserhaushalts. Forschungen in Norddeutschland, Grundwasserbeobachtungen in der Schweiz und eingehende Untersuchungen über Staubstürme und Grundwasserspiegelveränderungen in den Vereinigten Staaten haben ergeben, daß nasse und trockene Jahre wellenlinienartig um Hochpunkte und Tiefpunkte herum schwanken. Dieser Rhythmus umfaßt eine Zeitspanne von etwa fünfunddreißig Jahren. Die Wissenschaft hat unzweideutige Beweise von Trockenheit für die Jahre 1750 bis 1755, weiter zwischen 1795 und 1800, von 1829 bis 1832 und schließlich von 1918 bis heute in den Händen. Da von dem Grundwasser in erster Linie die Ernteträge abhängig sind, liegt die Wichtigkeit dieser Feststellung auf der Hand.

A. D.

## 900 Grad Hitze in den höchsten Luftschichten?

Die Ansicht, daß die Temperatur in den höheren Luftschichten immer mehr abnimmt, wurde zwar durch die zahlreichen Stratosphärenflüge der letzten Jahre bestätigt, soll aber den Tatsachen widersprechen. Zwar sind die unbemannten Versuchsballons niemals über Höhen von dreißig Kilometer hinausgelangt, aber man nahm an, daß in dieser Höhe die Temperatur bereits etwa minus 50 Grad beträgt und in noch höheren Schichten dann ständig weiter abnimmt. Der amerikanische Professor Appleton ist nun durch Radioversuche mit Kurzwellen zu der gegenteiligen Auffassung gekommen, daß bei den höchsten Luftschichten die Temperatur an einem warmen Sommertage in dreihundert Kilometer Höhe wenigstens 900 Grad, wenn nicht gar 2500 Grad Hitze aufweisen müsse. Bekanntlich werden die Kurzwellen von einer elektrisch gut leitenden Schicht, die sich in etwa hundert Kilometer Höhe befindet, zurückgeworfen. Professor Appleton machte nun die Beobachtung, daß in zweihundert bis vierhundert Kilometer Höhe sich noch eine zweite „F“-Schicht befinden müsse, die ebenfalls elektrische Wellen zurückwirft. Durch genaue Aufzeichnungen der wechselnden Stärke des Echos je nach den verschiedenen Jahreszeiten kam man zu der Feststellung, daß die Atmosphäre in dieser Höhe sehr viel verdünnter sein müsse als im Winter. Berechnungen ergaben, daß die Erwärmung dieser Schicht durch die sommerliche Sonne auf wenigstens 900 Grad Celsius ansteigen müsse.

A. D.

## Der Mond verschiebt die Erdteile.

Mit Hilfe von Radiosignalen, die ja nur den Bruchteil einer Sekunde brauchen, hat man die „Eternzeit“ europäischer und amerikanischer Orte miteinander verglichen. Dabei zeigte sich die überraschende Tatsache, daß die Entfernung zwischen Europa und Amerika nicht zu allen Zeiten des Tages die gleiche ist, sondern schwankt. Manchmal liegt der amerikanische Erdteil uns fast zwanzig Meter näher als sonst. Die Erdteile wandern also voneinander weg und aufeinander zu. Zu diesem Ergebnis sind die Gelehrten der Harvard-Universität gekommen. Nach ihren Beobachtungen bewegen sich die Erdteile innerhalb von vierundzwanzig Stunden zweimal zueinander oder voneinander, je nach der Stellung des Mondes oberhalb oder unterhalb des Äquators. Der Unterschied in der Entfernung zwischen Europa und Amerika beträgt, wie gesagt, bis fast zwanzig Meter. Man hat mit dieser Feststellung den untrüglichen Beweis dafür erbracht, daß der Einfluß des Mondes sich nicht nur auf das Wetter, auf Befruchtungszeiten, Krankheiten usw., sondern auch auf die Bewegung ganzer Konti-

nente erstreckt. Die Erdkruste verfügt demnach über einen gewissen Grad von Elastizität, die eine Ausdehnung und Zusammenziehung des festen Landes ermöglicht.

A. D.

## Insekten 10 000 Meter über der Erde.

Vor längerer Zeit entdeckte man in einem großen Hagelkorn einen Schmetterling. Da sich Hagel in sehr hohen Luftschichten bildet, muß also der Schmetterling dort oben geflogen sein und sogar den Kondensationspunkt für die Bildung des Hagels dargestellt haben. Bei Versuchen mit Flugzeugen, die mächtige Gangneze mit sich führten, fand man außer Schmetterlingen auch andere Insekten in Höhen von sechstausend bis zehntausend Meter. Man nimmt an, daß diese Kleintiere durch aufsteigende Luftströme in die Höhe gerissen werden, wobei es sich zum Teil um Lebewesen handelt, die man erst unter dem Mikroskop entdeckt. Nach der bisherigen Kenntnis vom Leben der Fliegen und anderer Insekten konnte man sich nicht erklären, wieso sie auch über Berge und Landesgrenzen hinweg die Vermittlerrolle vieler Krankheiten und Seuchen übernehmen können. Jetzt hat man ihre Verbreitungsmöglichkeit erprobt, indem man eine große Anzahl Fliegen durch einen Sprühregen mit roter Farbe kenntlich machte und sie bei recht bewegter Luft freiließ. Viele von ihnen wurden erst wieder in Entfernungen von achtzig, ja sogar hundertfünfzig Kilometer ermittelt, womit erwiesen ist, daß die Luftströmung die Fahrten dieser Lebewesen genau so fördert wie die Höhenreise der Bakterien und Insekten, denen man kürzlich über Nizza und anderen Orten der Erde hoch über den Wolken mit Gangnezen nachspürte.

A. D.

## Tollwutgift heilt Epilepsie!

Der Chefarzt des „Staatlichen Pasteurinstitutes“ in Neufahr, S. H. S., hat nach eingehenden Untersuchungen die europäische Ärzteschaft durch die Mitteilung überrascht, daß man die Fallsucht mit Hilfe von Tollwutimpfstoff bekämpfen könne. Diese wichtige Entdeckung machte er, als er einen Epileptiker, der von einem tollwutverdächtigen Hunde gebissen worden war, mit dem bekannten Tollwutimpfstoff impfte. Der Kranke blieb nicht nur von der Tollwut verschont, sondern wurde gleichzeitig auch von seiner Fallsucht befreit! Eine Krankheit wird so durch eine andere (bzw. durch den geeigneten Impfstoff) geheilt. Das Heilverfahren „Krankheit gegen Krankheit“ wird übrigens auch bei der Malariabehandlung der Paralyse angewendet, die bekanntlich dem berühmten Wiener Arzt Prof. Dr. Wagner-Jauregg vor wenigen Jahren den Nobelpreis für Medizin eintrug.

R. S.

## Eine Stunde Weltgeschehen.

In einer Stunde sterben etwa 4600 Menschen auf der Erde, aber 5400 werden geboren. In derselben Zeit werden rund 198 000 Verbrechen begangen, aber nur 177 000 abgeurteilt. Der Verbrauch an Genuß- und Nahrungsmitteln innerhalb sechzig Minuten erreicht für die gesamte Menschheit der Erde ganz unvorstellbare Mengen, nämlich: 25 Millionen Kilo Kartoffeln, 10 Millionen Kilo Gemüse und Salate, 3,6 Millionen Kilo Fleisch und ebensoviel Fische; hierzu kommen 30 Millionen Brote und 2,5 Millionen Eier. Der Zuckerkonsum innerhalb einer Stunde beträgt 98 000 Tonnen. In derselben Zeit werden 176 Tonnen Rohtabak zu Rauchmaterialien verarbeitet, 122 000 Tonnen Steinkohle dem Erdboden entrisen, 156 000 Faß Öl gewonnen und davon ein Drittel zu Benzin raffiniert. Im gleichen Zeitraum verlassen 7000 neue Kraftwagen die Fabriken. Die stündliche Papierfabrikation beläuft sich auf 1900 Tonnen, davon wandert der größte Teil durch die Notationsmaschinen, die stündlich über 1,5 Millionen verschiedene Zeitungen und Zeitschriften auspeien. Die Filmindustrie braucht stündlich rund 50 Kilometer Negativfilm für ihre Produktion. Im gleichen Zeitraum laufen 1141 Millionen Postsendungen, Briefe und Karten mit Briefmarken im Werte von 25 Millionen Dollar um den Erdball, und 114 000 Telegramme werden stündlich ausgegeben. Endlich werden 35 000 Pelztiere in einer Stunde getötet und ihr Fell für Mäntel verarbeitet, und die modernen Spinnereien und Webereien fabrizieren stündlich 10 000 Doppelzentner Baumwolle und 3000 Doppelzentner Wolle. Und in dieser einen kurzen Stunde Weltgeschehens legt die Erde selbst 1776 Kilometer um die Sonne zurück, während sich 1800 Gewitter auf ihr entladen und etwa 400 000 Sternschnuppen und Meteorite auf sie niederfallen.

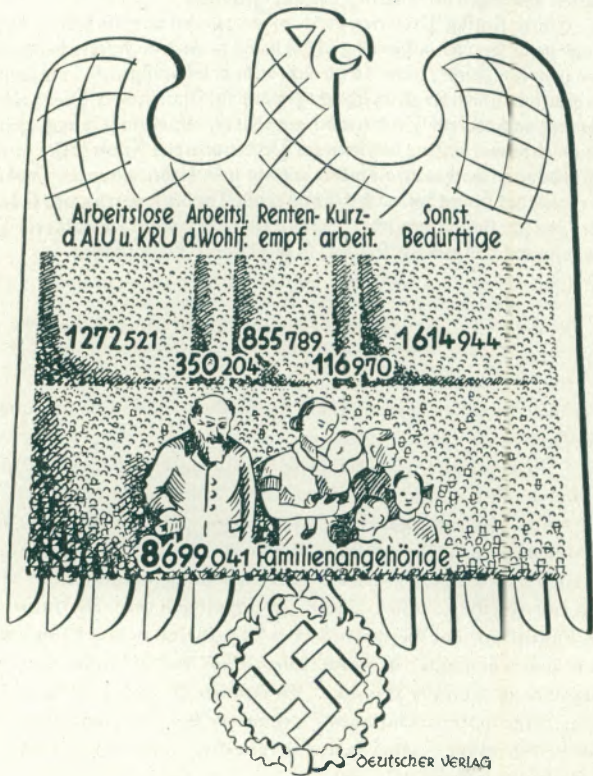
A. D.

XII/42

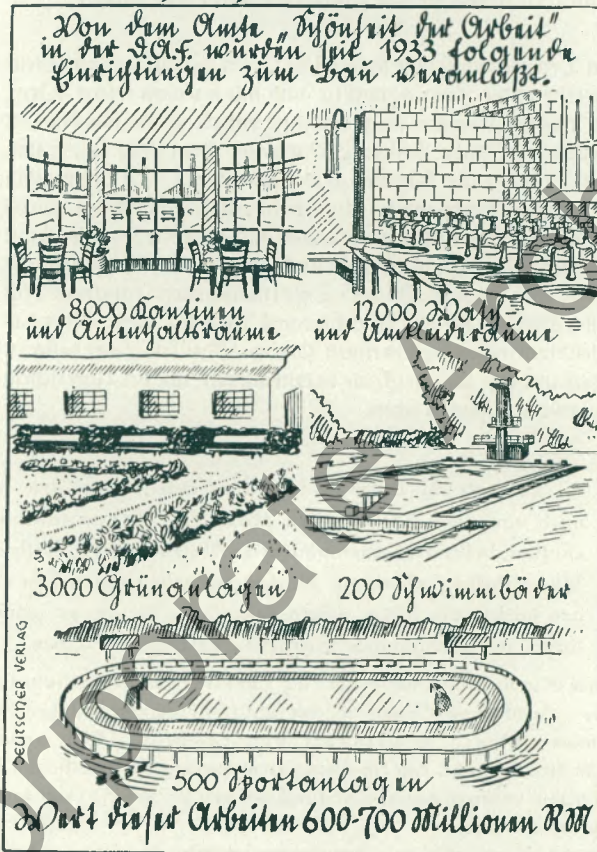


# Sozialismus der Tat.

Wer wurde durch das Winterhilfswerk 1935/36 unterstützt?



## Schönheit der Arbeit

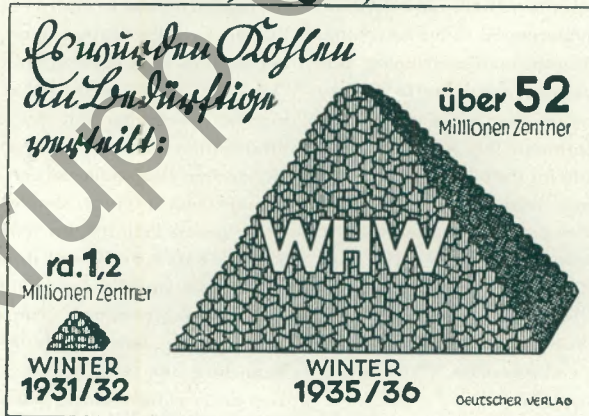


Das

### Winterhilfswerk 1935/36.

Die Zahl der durch das WHW. unterstützten Volksgenossen hatte im Winter 1935/36 neuerlich eine Abnahme von rund 1 Million erfahren. Es brauchten nur 12,9 Millionen Volksgenossen betreut zu werden, während es im ersten WHW. noch 17 Millionen waren. Wie unser Bild zeigt, weist die höchste Ziffer der Unterstützten die Gruppe der Familienangehörigen auf, da das WHW. die gesamte Familie des Bedürftigen betreut. Es folgen dann die „sonstigen Bedürftigen“, die sich in der Hauptsache aus den „verschämten Bedürftigen“ zusammensetzen, die heute ebenfalls restlos vom WHW. unterstützt werden. Daraus kann jedermann den Unterschied ersehen, der in der Zahl der Arbeitslosen und der vom WHW. Betreuten besteht. Aufgabe eines jeden Volksgenossen ist es aber, dafür zu sorgen, daß auch im kommenden Winter niemand hungert und friert.

## Nach 3 Jahren!



Reiner braucht zu frieren.

Im Winter 1931/32 wurden den Bedürftigen 1,2 Mill. Zentner Kohlen zugeteilt, während im letzten WHW. beinahe die fünfzigfache Menge ausgegeben wurde. Diese Kohlenmenge würde ausreichen, um Deutschland mit einer zweieinhalb Meter hohen Mauer zu umgürten. Wie kümmerlich wirken dagegen die 1 2 Mill. Zentner des Winters 1931/32! Dadurch kommt das Winterhilfswerk erst voll und ganz in das richtige Licht, und es zeigt sich der ungeheure Kontrast zwischen einst und jetzt. Nicht der Sozialismus des Wortes, sondern der der Tat ist entscheidend.

### Gesunde Arbeitsplätze.

Vor zwei Jahren wurde das Amt „Schönheit der Arbeit“ in der Deutschen Arbeitsfront gegründet, und mit Stolz konnte der Leiter der Deutschen Arbeitsfront, Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, auf dem Reichsparteitage melden, daß im ersten Jahre 200 Millionen Reichsmark und im letzten Jahre 400 Millionen Reichsmark zur Verschönerung der Arbeitsplätze mobilisiert worden sind. Das Bild zeigt, welche Einrichtungen im einzelnen durch das Amt „Schönheit der Arbeit“ veranlaßt worden sind, und liefert den Beweis, daß es gelungen ist, den einzelnen Betriebsführern klarzumachen, daß diese Ausgaben zum Nutzen der Betriebe sind. Entsprechend dem Amt „Schönheit der Arbeit“ wurde auch ein Amt „Schönheit des Dorfes“ geschaffen, das folgende Arbeitsleistungen melden kann: 42 Gaumusterdörfer, 34 Kreismusterdörfer, 3 Mustergüter und 67 allgemeine Musterdörfer wurden eingerichtet, 100 weitere Musterdörfer sind in Arbeit. In Zusammenarbeit mit dem Reichsnährstand wird hier Hervorragendes geleistet.



# Das größte Plagiat im berg- und hüttenmännischen Schrifttum.

Von H. Dickmann.

Wie man die Probier-Ofen zu den Silber-Erzen/  
beigleichen zu den andern Proben / machen und zuri-  
cken sollte.

Zu dem Probieren muß man sonderliche Ofen haben / die von gutem  
Töpferthon oder Zeug gemacht / und mit starckem eysern Drath  
oder Schienen gebunden seyn / damit sie von wegen der starcken Hiß  
nicht zerfallen. Etliche fleißige Probierer / die ihren Zeug sauber und  
reiniglichen führen / die formiren und zieren ihre Ofen außwendig  
schön und förmlich / daß sie ein fein Ansehen haben / das gibt ihnen also ei-  
ne Zierde / aber es wird nichts mehr damit außgerichtet / als sonst mit  
einem gemeinen Ofen / der gleichwohl auch gerecht / und doch schlecht ge-  
macht ist. Nun seynd der Probir-Ofen mancherley / dannach dem  
ein Probierer gewohnt ist / also braucht er auch Probir-Ofen: Aber das  
sol man gleichwol wissen / daß in einem Probir-Ofen das Feuer besser zu  
regieren / heiß und kalt zuthun ist / als in dem andern / wie der Unterscheid  
auß der folgenden Figur zu sehen.

Die Schb-  
ne und Zier  
der Probir-  
Ofen we-  
nig nützlich.

Folget nun vom Probier-Zeug / als erstlich von  
den Ofen.

Zu dem Probieren muß man sonderliche Ofen haben / die von gutem Töpfer-  
thon gemacht / und mit starcken Eisern Drath oder Schienen gebunden seyn /  
damit sie von wegen der starcken Hiße nicht zerfallen.

Etliche fleißige Probierer / die ihren Zeug sauber und rein halten / die formiren  
und zieren ihre Ofen außwendig schön / damit sie ein fein Ansehen haben / daß gibt  
ihnen zwar eine Zierde / aber es wird nicht mehr damit außgerichtet / als sonst mit ei-  
nem gemeinen Ofen / der gleich schlecht gemacht ist / Nun sind der Probier-Ofen man-  
cherley / nach dem ein Probierer der gewohnt ist / also braucht er auch Ofen / Daß  
sol man gleichwol wissen / daß in einem Probier-Ofen das Feuer besser zu regieren /  
heiß und kalt zu machen ist / als in dem andern / insonderheit wann ein Probierer den  
Verstand des Feuers hat / nach welchem er alle Proben regieren muß / so kan er dies-  
selben ohn zweiffel in einem jeden Probier-Ofen recht machen / wie aber ein Probierer  
ofen formiret und gemacht seyn sol / ist in folgender Figur zu sehen.

Links: Was Lazarus Ercker von den Probier-Ofen zu sagen weiß . . .  
(Aus „Beschreibung der allerfürnemsten . . . Bergwerksarten“, Prag 1574.)

Rechts: . . . und wie Löhneys sich an sein Vorbild „anlehnte“.  
(Aus „Bericht vom Bergwerk“, Braunschweig 1617.)

„Auch ob wol unter solchen Scribenten etliche gewesen /  
auch noch seyn / so von den Metallen / Erzen und mine-  
ralibus, besonders aber von ihrer Eigenschafft / Art und  
Unterscheidt / allerhand Bücher außgehen lassen / so wer-  
den doch unter diesen wenig gefunden / die etwas gründt-  
liches im Latein oder Teutschen geschrieben haben . . .“

Dieser Satz steht im Vorwort des im Jahre 1617 erstmalig erschienenen  
Werkes „Bericht vom Bergwerk“ des fürstlich braunschweigischen Berg-  
hauptmanns Georg Engelhardt von Löhneys. Man erwartet  
daher in diesem Buche, daß der Verfasser nun etwas Besseres liefern wird  
als seine ihm vorangegangenen Fachkollegen von der Feder. Doch da wird  
man bitter enttäuscht.

Zunächst ein paar Worte über Löhneys selbst. Von Geburt Pfälzer,  
war er zuerst Stallmeister beim Kurfürsten August von Sachsen, um dann  
die gleiche Stellung bei dessen Schwiegersohn, dem Prinzen und späteren  
Fürsten Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, zu bekleiden.  
Im Jahre 1589 berief ihn dieser zum Berghauptmann. Von der Gunst  
seines Fürsten getragen, mangelte es Löhneys nicht an Anerkennung und  
Lohn für seine Tätigkeit. Er wurde ein vornehmer Herr, kaufte Ritter-  
güter und legte sich den Titel eines „Erbherren von Remlingen und Neun-  
dorf“ bei. Ein Streit mit seinem Verleger veranlaßte ihn, sich eine eigene  
Druckerei einzurichten und seine Werke fürderhin im Selbstverlage heraus-  
zugeben. Er hielt zudem eigene Kupferstecher und Holzschneider und stattete  
seine Werke hervorragend aus. Von diesen seien die drei hauptsächlichsten  
hier genannt: „Della Cavalleria . . .“, gründlicher Bericht von allem, was  
der löblichen Reiterei gehörig und einem Cavalier zu wissen von Nöten . . .“,  
ferner der schon erwähnte „Bericht vom Bergwerk“ und endlich die  
„Aulico Politica oder Hof-, Staats- und Regierungskunst“. Das erste  
und das letztgenannte Werk sollen bei der nachfolgenden Betrachtung  
ausscheiden.

Der „Bericht vom Bergwerk“ ist seit seinem Erscheinen vielfach als  
herausragende Schöpfung bezeichnet worden. Zwar hat schon ein zeit-  
genössischer Historiker, Petrus Albinus, in seiner Bergchronik ein  
vernichtendes Urteil über das Löhneys'sche Werk gesprochen, als er sagte:  
„Eines der unverschämtesten Plagiate ist Löhneys's gründlicher Bericht  
vom Bergwerk, in welchem ohne Angabe der Quelle Agricolas Bergbuch  
im Auszug, Lazarus Erckners Beschreibung aller fürnemsten Bergwerk  
(Prag 1574) wörtlich abgeschrieben und mit der Braunschweigischen  
Bergordnung zu einem Buch verquickt ist.“ Auch Gustav E. Laube,  
der uns die vorstehenden Auslassungen im Jahre 1873 vermittelte, kritisierte  
die „Büchermacher“ dieser Art. Aber für die außerordentliche Geschick-  
lichkeit Löhneys' spricht es, wenn sich selbst hervorragende Historiker, wie  
Ludwig Beck, von ihm haben täuschen lassen: „ . . . und wenn man  
dieses Werk bei Licht betrachtet, enthält es in der Hauptsache nichts als

Auszüge aus Agricolas vortrefflichem Buche de re metallica und aus den  
Harzer Berg- und Hüttenordnungen des Herzogs Julius von Braun-  
schweig.“ Beck hat also wohl die starke Benutzung von Agricolas Haupt-  
werk erkannt, aber ihm ist die fast wörtliche Wiedergabe des Erckerschen  
Buches durch Löhneys vollkommen entgangen. Erst dreihundert Jahre  
nach Erscheinen des Löhneys'schen Werkes hat dann W. Hommel im  
Jahre 1912 das Plagiat in seinem vollen Umfange aufgedeckt.

Lazarus Ercker, dessen Werk „Beschreibung der allerfürnemsten  
Mineralischen Erz- und Bergwerksarten“ das Gerüst zu dem Löhneys'schen  
Plagiat abgeben mußte, ist durch jenes Buch der Verfasser der ersten  
Probierkunde in deutscher Sprache. Es erschien im Jahre 1574 in Prag  
erstmalig; seine späteren Auflagen — es wurde bis zum Jahre 1736 noch  
viermal veröffentlicht — sind bedeutend erweitert worden und tragen den  
Titel „Aula subterranea“.

Die für die damalige Zeit recht häufigen Auflagen beweisen wohl die  
weite Verbreitung des Erckerschen Buches, die allerdings Löhneys nicht  
voraussehen konnte, denn bei Erscheinen seines Plagiat im Jahre 1617  
lag nur die erste Auflage vom Jahre 1574 vor. Trotzdem ist die Kühnheit  
des fürstlich braunschweigischen Berghauptmanns Löhneys unverstänlich.  
Ja, diese ging so weit, daß er auch die Vorrede des Erckerschen Buches  
wörtlich übernahm mit der Ausnahme, daß Ercker sein Buch Kaiser  
Maximilian widmete, während Löhneys das seinige dem Herzog Friedrich  
Ulrich von Braunschweig und Lüneburg zueignete. Glaubte er, daß man  
es nicht wagen würde, ihn des Plagiat zu zeihen? Gewiß, als Schrift-  
steller genoß Löhneys bei seinen Zeitgenossen ein großes Ansehen. Sein  
Buch „Della Cavalleria“ ist auch eine achtunggebietende Leistung sowohl  
textlich als auch in der bildlichen Ausstattung. Aber er war auch stark  
von sich eingenommen, denn in der Vorrede zur „Cavalleria“ heißt es  
wörtlich: „ . . . und hernach neben diesem auch für derselben Hauptman der  
Erzgebirg am Harz bestalt / über welche Ich nunmehr bey 16 Jahren  
commendiret habe / also / das sie bey meiner Zeit in den wolstand kommen /  
als bey Menschenleben nicht gewesen.“ Nun, das Harzer Berg- und  
Hüttenwesen hat auch zu Zeiten geblüht, als Herr Löhneys nicht seines  
Amtes waltete.

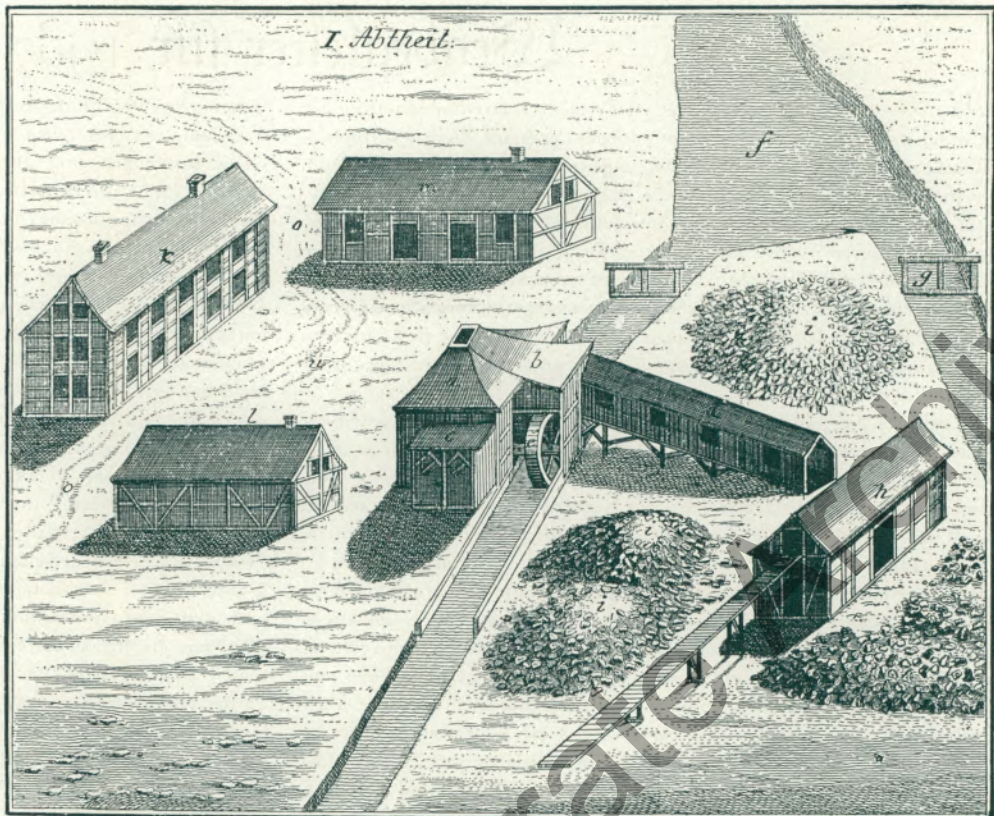
Auch das Plagiat wurde nach dem Tode des Verfassers (1625) noch  
zweimal herausgegeben, einmal in einer undatierten Ausgabe (1673?)  
und zum andern in einer Ausgabe mit der Jahreszahl 1690. Mag  
Löhneys seine Zeitgenossen und auch spätere Fachleute getäuscht haben,  
die Geschichte hat heute ihr Urteil über diesen wahrscheinlich durch Eitel-  
keit zum Plagiator gewordenen Ekribenten gesprochen.

Schrifttum: G. E. Löhneys: Bergwerksbuch, Ausgabe von 1617 und undatiert;  
L. Ercker: Beschreibung . . . 1574; derselbe: Aula subterranea 1672; L. Beck: Geschichte  
des Eisens, II. Abtsgl., Braunschweig 1893/95, Allgemeine Deutsche Biographie,  
19. Bd., Leipzig 1884; Gustav E. Laube: Aus der Vergangenheit Joachimsthal's,  
Prag 1873; W. Hommel in Chem.-Ztg. 36 (1912) S. 137/38 u. S. 562.

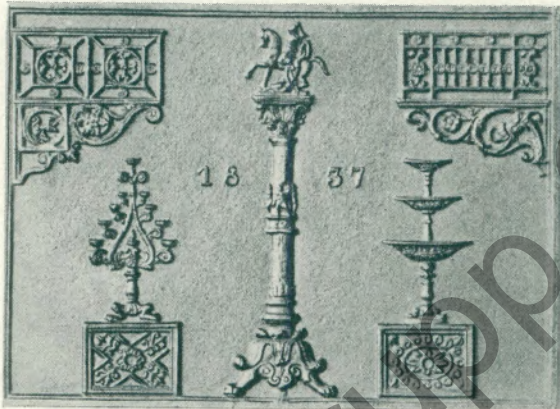


# Technische Gedenktage.

25. 12. 1720 wurde Johann Heinrich Gottlob von Justi geboren, der Begründer der wissenschaftlichen Kameralistik. Als Professor an der Ritterakademie in Wien und an der Universität Göttingen übte er eine umfangreiche Lehr- und schriftstellerische Tätigkeit aus. 1766 ernannte ihn Friedrich der Große zum Berghauptmann und betraute ihn mit der Aufsicht über die staatlichen Stahl- und Glasfabriken. 1768 wurde ihm, angeblich wegen Unterschlagung von Staatsgeldern, der Prozeß gemacht; Justi starb aber vor der Entscheidung im Jahre 1771 auf der Festung Küstrin. Nicht nur als Verfasser, sondern auch als Uebersetzer kameralistischer und technologischer Schriften hat sich Justi Verdienste erworben. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang die ersten vier Bände der französischen Enzyklopädie, die er in deutscher Sprache unter dem Titel „Schauplatz der Künste und Handwerke“ herausgab. Die nebenstehende Abbildung ist einer von Justi zusammen mit dem Reichsgrafen Johann Christian von Solms-Baruth herausgegebenen Schrift entnommen und stellt ein Hochofenwerk des 18. Jahrhunderts dar.

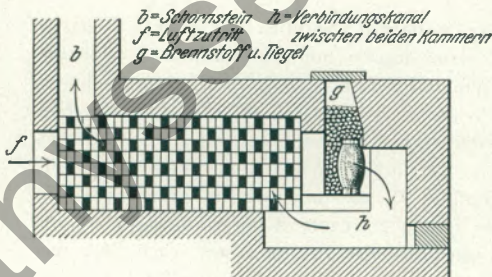


Hochofenwerk des 18. Jahrhunderts.  
Aus Solms-Baruth-Justi: „Abhandlung von den Eisenhämtern“, Berlin 1764.



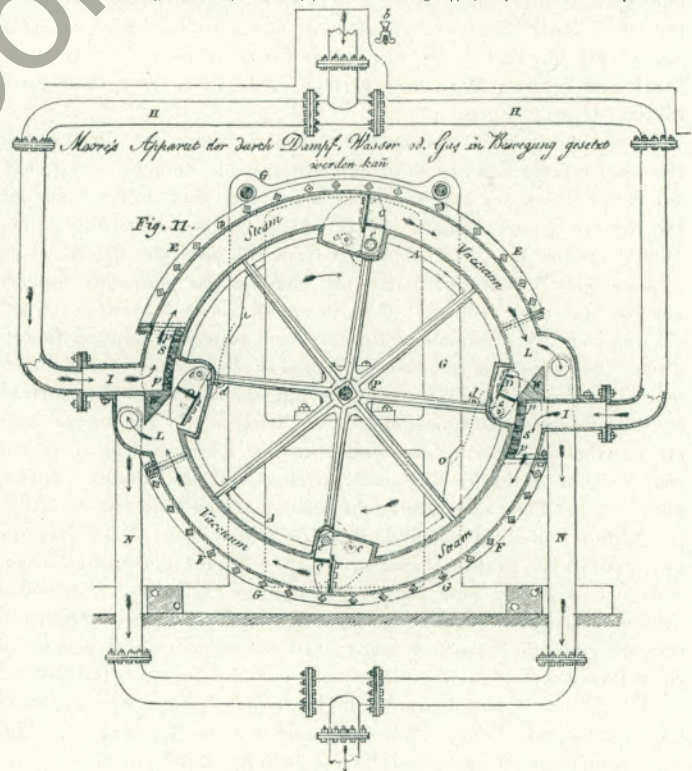
Gußeiserner Neujahrsguß vor 100 Jahren.  
Gußeiserner Neujahrskarte der Königlichen Eisengießerei zu Berlin für das Jahr 1837.

2. 12. 1856 nahm Friedrich Siemens ein Patent auf seine Regenerativfeuerung, das heißt er nützte die Wärme der Abgase aus, um die Verbrennungsluft vorzuwärmen. Siemens ermöglichte es durch diese Feuerungsart acht Jahre später den Franzosen Pierre und Emile Martin, im Herdofen Stahl zu schmelzen, und wurde dadurch zum Mitschöpfer des Siemens-Martin-Verfahrens. Allerdings hat Siemens schon einen Vorläufer gehabt in der Gestalt eines englischen Pfarrers, Robert Stirling, der im Jahre 1816 das Regenerativprinzip erfand. Die Erfindung geriet jedoch in Vergessenheit und wurde erst durch Siemens in die Praxis eingeführt.



Regenerativofen Patent  
Friedrich von Siemens 1856.  
Nach „Stahl und Eisen“ 50 (1930), S. 481.

9. 12. 1820 erhielt Joh. Moore ein englisches Patent auf eine Turbine, die durch Wasser, Gas oder Dampf in Betrieb gesetzt werden konnte. Dieselbe bestand aus einem Rad mit vier Ausparungen, in denen bewegliche Klappen saßen, die in der Arbeitsstellung dem Arbeitsmittel — beispielsweise Dampf — eine Angriffsfläche boten, nach einer



Moore'sche Turbine.  
Nach Dingler 7 (1822).

halben Umdrehung jedoch durch entsprechende Einrichtungen beiseitegeschoben wurden, um den Auspuff freizugeben. Diese Maschine war einer der vielen Vorläufer unserer heutigen Dampfturbine.



# Wegbegleiter für 1937.

Nur wenige Tage noch und das letzte Kalenderblatt kündigt wieder den Schluß eines Jahres, gleichzeitig vor unserem geistigen Auge in Sekunden-schnelle noch einmal das jüngst vergangene und darüber hinaus manch weiteres schicksalhaftes Jahr unseres Lebens, einem Filmband gleichend, abrollen lassend. Und immer war uns solch ein Kalenderblatt treuer Begleiter, in unserer Arbeit und in unseren Feierstunden, bei unseren Sorgen und bei unseren Hoffnungen. Nun beginnt ein neues Jahr, geheimnisvoll und schicksalschwer. Wir wissen nicht, was es bringen wird, und ein neuer Begleiter soll an die Stelle des alten treten, uns den Weg zu weisen, den wir zu gehen haben, uns zu erinnern an die großen Stunden unser selbst und unseres Volkes.

Die Fülle der Jahrbücher und -weiser und Kalender, die in den Schaufenstern hängen und auf den Tischen der Buchläden aufliegen, zu übersehen, daraus das wirklich Wertvolle mühsam auszuwählen und zu würdigen, ist keine leichte Arbeit, die aber trotzdem einmal angepackt werden muß, um uns Klarheit zu geben über Sinn und Zweck eines Jahrweisers. Denn nicht darauf kommt es an, ein schönes Bild, eines guten Spruch an der Wand hängen zu haben, sondern darauf, daß diese Bilder und Sprüche, die uns in bunter Folge ein ganzes Jahr lang begleiten sollen, uns etwas geben, uns unser Volk tief innerlich in der Größe seiner kulturellen Leistung, in der Tiefe seines geistigen Schaffens erleben lassen, uns das Land, auf dem dieses deutsche Volk lebt, immer und immer wieder in all seiner Vielgestaltigkeit und Eigenheit näherbringen, uns die Augen öffnen für die weite schöne Welt ringsum und die vielfältigen Wunder der Natur. Mit anderen Worten: Unser Jahrweiser soll uns als ein getreuer Eckhart, ein wahrer Führer sein.

Ein solcher Begleiter, der täglich an lebendigen Beispielen die schöpferischen Kräfte nationalsozialistischer Rassenpolitik in wahrhaft vorbildlichen Bildern zeigt und durch Worte führender Männer der Bewegung unterstreicht, ist der Kalender des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP „Neues Volk“, dessen Sinn nicht besser zum Ausdruck gebracht werden kann als mit dem Leitwort, das der Leiter dieses Amtes, Dr. Groß, ihm gab: „Ein Neues Volk — das ist's, was wir schaffen müssen: Ein Volk, das wieder gerade, aufrecht und hell an Leib und Seele ist. Unsere Bilder sollen die Sehnsucht nach solchem Volk und solchen Menschen wecken: Aus ihr allein kann einst die Erfüllung kommen.“

Die Erfüllung dieser Sehnsucht stellt unsere Frauen und Mädchen vor eine ganz besonders hohe und verantwortungsvolle Aufgabe. Liegt doch, wie Alfred Rosenberg sagt, die Erhaltung unserer Rasse in der Hand und der Art der Frauen. Ihnen will bei ihrem heiligen Amt, Mütter des Volkes zu sein, der „NS-Frauenkalender“ zur Seite stehen, der in Worten und Bildern eindringlich und eindeutig die Aufgaben aufweist und das Ziel zeigt, während „Epemanns Frauen-Kalender 1937“ (Verlag von W. Epemann, Stuttgart) von echtem Frauentum kündigt. Beide Jahrweiser sind mit ihrer vorzüglichen Bebilderung und der textlichen Unterlegung über ihre eigentliche Aufgabe hinaus ein Schmuckstück für jede frauliche Wirkungsstätte. Die Reinheit des Volksleibes nicht nur zu erhalten, sondern seine Gesundheit und Kraft zu steigern, ist auf diesem Wege völkischer Neugeburt selbstverständliche Pflicht. Leibespflege, Leibesübung und Leibesucht gehören ebenso dazu wie der Wille zur Wehrhaftigkeit. Durch Bild und Wort kündigt der „Bildkalender der deutschen Leibesübungen 1937“ (Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin) vom Wesen, vom Aufbau und von der Schönheit der deutschen Leibesübungen, wie von frohem Spiel und ernstem Kampf, gleichzeitig klar und eindeutig Sinn und Zweck aller Leibesübung als Erziehung zu einem Geschlecht wehrhafter Männer und tatstarker Frauen herausstellend.

„Dienst am Deutschtum“, ein Jahrweiser für das deutsche Haus (J. S. Lehmanns Verlag, München) nennt sich ein Jahrweiser, der sich durch sorgfältige Auswahl von Bildern deutscher Kunst und Kultur auszeichnet. Volkstum, Heimat und Rasse stehen im Mittelpunkt; Erinnerungen an große deutsche Männer und Gedenktage an bedeutsame Ereignisse runden den Kalender ab.

In „Volk und Heimat“ (Verlag Rudolf Schneider, Reichenau) liegt ein Jahrweiser vor, der sich die Aufgabe gesetzt hat, die mannigfachen

Schönheiten der deutschen Landschaften zu erschließen und in lebendige Beziehung mit dem Leben des deutschen Volkes zu bringen, eine Aufgabe, die in zahlreichen ganz vorzüglichen Bildern in einer geradezu muster-gültigen Weise gemeistert wird, und um so dankenswerter ist es, daß der Verlag es durch eine sinnreiche Einrichtung ermöglicht hat, daß man die einzelnen, lose in einen Rahmenkasten eingesteckten Blätter des Kalenderblocks am Jahresende ohne jede Mühe zu einem Bildband zusammenfügen kann.

Der Wunder und Schönheiten des weiten deutschen Landes sind so unendlich viele, daß aus der Unzahl der Kalender mit mehr oder minder stimmungsvollen als künstlerisch wertvoll anzusprechenden Bildern mit und ohne Leitworten deutscher Männer nur einige wenige erwähnt seien, ohne daß damit über die anderen, die zum Teil vielleicht nicht weniger gut, vielleicht aber in dem einen oder anderen Falle sogar noch besser sind, der Stab gebrochen sei: „Deutsche Erde“, „Sehen und Erleben“ (beide Verlag Werner Klotz, Zittau), „Heimatsonne“ (Verlag August Gunkel, Düsseldorf), „Auf Wanderwegen“ (Verlag Rudolf Schneider, Reichenau). Allen gemeinsam ist, daß ihre Bilder, die von dem hohen Stand unserer Lichtbildkunst beredtes Zeugnis ablegen, als Postkarten auch noch einem praktischen Zweck zugeführt werden können, wobei uns allerdings die Art, in der das bei dem letztgenannten Jahrweiser geschieht, wo die Postkarten als Block in die als Rahmen ausgeschnittenen Kalenderblätter lose eingehängt sind, so daß Kalenderblatt und Postkarte getrennt entfernt werden können, den Forderungen, die wir an einen Jahrweiser stellen, nicht zu entsprechen scheint.

„Das schöne Deutschland“ (Verlag Wilhelm Limpert, Berlin) huldigt dieser Postkartenbeigabe nicht, dafür werden aber die großen meisterlichen Photos aus deutschen Landen um so größere Freude bereiten.

Von der Lichtbildkunst zur graphischen und klassischen Kunst ist nur ein kleiner Schritt. Wir tun ihn und verhalten erstaunt über die reiche Ernte, die allein ein einziger Kalendermann uns vorzusetzen hat: „Kunst und Leben 1937“ (Verlag Fritz Hender, Berlin) bringt in Schwarz-Weiß-Wiedergabe neue Zeichnungen und Holzschnitte von 53 zeitgenössischen deutschen Künstlern und eine Gedichtauswahl von ebenso vielen lebenden deutschen Dichtern. Das ist das Wunderbare an diesem Werk, daß es möglich ist, Jahr um Jahr aus dem Schaffen der Künstler unserer Gegenwart eine solche Auslese zusammenzustellen und hineinzutragen ins Volk. Denn das ist ja das Wesentliche, daß dem Volk auf diesem Wege die Kunst nahegebracht wird. „Ackermanns Kalender Klassischer Kunst 1937“ (J. A. Ackermanns Kunstverlag, G. m. b. H., München) bietet, dem gleichen Ziele, Kunst und Volk enger zu verbinden, zustrebend, eine glückliche Auswahl mehr oder minder bekannter Gemälde alter und neuerer deutscher Meister, deren Wirkung durch die prachtvolle Wiedergabe in Vierfarbendruck auf bestem Kunstdruckpapier noch erhöht wird.

„Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1937“ (Bibliographisches Institut AG., Leipzig) und der „Athenion-Kalender ‚Kultur und Natur‘ 1937“ (Akademische Verlagsgesellschaft Athenion m. b. H., Potsdam) führen uns hinaus in die weite Welt, zeigen uns Völker und Kulturen aller Zeiten und aller Breiten, die Wunder der Natur wie der Menschen Schöpfergeist. Geschichte und Technik, Kunst und Wissen, Vergangenheit und Gegenwart, kurz alle Lebensgebiete sind mit Sorgfalt und Geschick zu interessanten, unterhaltenden und belehrenden Werken mit einer Fülle von Bildern und textlichen Beiträgen vereint worden.

Der treue Eckhart aller schaffenden Deutschen aber ist der „Deutsche Werkkalender 1937“, herausgegeben von der Deutschen Arbeitsfront, der ganz hervorragend zusammengestellt ist. Jedes seiner Tagesblätter ist mit einem Bild aus deutscher Arbeit, Technik, Wirtschaft, Verkehr, Kultur oder Volkstum versehen und nimmt Bezug auf eine denkwürdige Erinnerung, die mit diesem Tag verknüpft ist und die durch das tägliche Leitwort eines großen deutschen Mannes unterstrichen wird. Noch tiefer und wirkungsvoller würde freilich der Eindruck der durchweg sehr guten Bilder bei Verwendung einer besseren Papierqualität sein. Aber trotz dieses kleinen Mangels bleibt das Ganze ein beispielhaftes Werk der Darstellung deutscher Leistung, deutschen Wissens und Könnens, mit einem Wort: der deutschen Arbeit, dessen Platz an jeder Arbeitsstätte ist. Et.



# Der Nussknacker

## Prosit Neujahr!

Wenn man aus einem Neujahrsge-dicht von Goethe den ersten Vers richtig lesen will, muß man den Anfang suchen und dann laufend waagrecht ein Feld überspringen.



## Suche die Städte!

Donau, Inster, Murg, Elbe, Eine, Saar, Ruhr, Pegnitz, Rhein. An jedem dieser Flüsse suche man eine bekannte Stadt. Die Anfangsbuchstaben dieser Städte nennen im Zusammenhang eine Stadt in der Rheinpfalz.

## Bezahlt.

Als ich für seine Hilfe mich bedankte,  
Der Einzwei Drei von mir verlangte.  
„Ich brauche Zweidrei!“, schrieb der Grobian.  
Da suchte ich eine Zweidrei momentan.  
W. J.

## Rösselsprung.

wer	ist	ste	ta	ge	jagt		
seind	er's	nicht	der	stets	gen		
meint	sich	fällt	gen	schlimm	sei	lernt	be
der	vor	der		jun	len	zu	
selbst	sich	um	sa	tat	nen	nen	in
be	zu	mit	bringt	und	schen	und	wil
an	sich	gen	nein	wort	und	sei	wün

## Silberrätsel.

beth - bür - die - e - e - gal - ger - gra - häu - in - ka - kra - li - li - lo - me - mei - nach - nan - nich - phie - ri - ro - ross - sa - ser - si - ster - tann - te - ter - tho - ti - vall - wal

Aus den Silben sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. Steindruck.
2. Gestalt aus „Maria Stuart“.
3. Verwaltungsbeamter.
4. Heidepflanze.
5. Deutscher Afrikaforscher.
6. Seesäugetier.
7. Tonabstand.
8. Das Pferd des Don Quichote.
9. Sumpfvogel.
10. Oper von Wagner.
11. Singweise.

\*

## Die Quelle.

Als Unterlagen für den Bildbericht „Deutsche Arbeit — deutscher Stahl“ wurden benutzt: Gemeinverständliche Darstellung des Eisenhüttenwesens. Herausgegeben vom Verein deutscher Eisenhüttenleute. Verlag Stahl Eisen, Düsseldorf. 13. Auflage. 728 Seiten. — H. Wedding: Grundriß der Eisenhüttenkunde. Verlag Ernst & Sohn, Berlin. — H. Wedding: Das Eisenhüttenwesen. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. 117 Seiten. — Friz Louffant: Der Weg des Eisens. Verlag Stahl Eisen, Düsseldorf. 55 Seiten. — Hans Günther: Der Weg des Eisens vom Erz zum Stahl. Verlag Dietz & Co., Stuttgart. 110 Seiten. — Deutscher Stahl. Schriftenreihe der Beratungsstelle für Stahlverwendung, Düsseldorf., Heft 4, 24 Seiten.

\*

## Lösungen aus dem Novemberheft.

### Eckwörterrätsel.

Januar, Deutschland, Egel, Sonntag, Eisen, Feile, Herd, Friedrich, vier, Linde, Feder, Leiche, Uhu, Mus, Bern, Null, Kiel, Kuh, Essen, Wagen, Zein, Reis, Hut, Cos, gelb, Eis, Rom, Wein, Ire, Bier.

Jeder einzelne unter uns in seiner Weise tue und wirke, als ob er allein sei und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe. Freiherr vom Stein.

### Silberrätsel.

1. Osten.
2. Radau.
3. Eifer.
4. Notgeld.
5. Delhi.
6. Irene.
7. Et-burs.
8. Maria.
9. Almanach.
10. Nonne.
11. Amalfi.
12. Unterfaß.
13. Faltboot.
14. Venetiv.
15. Industrie.
16. Besenbinder.
17. Legel.

Nur die Sache ist verloren, die man aufgibt!

### Rösselsprung.

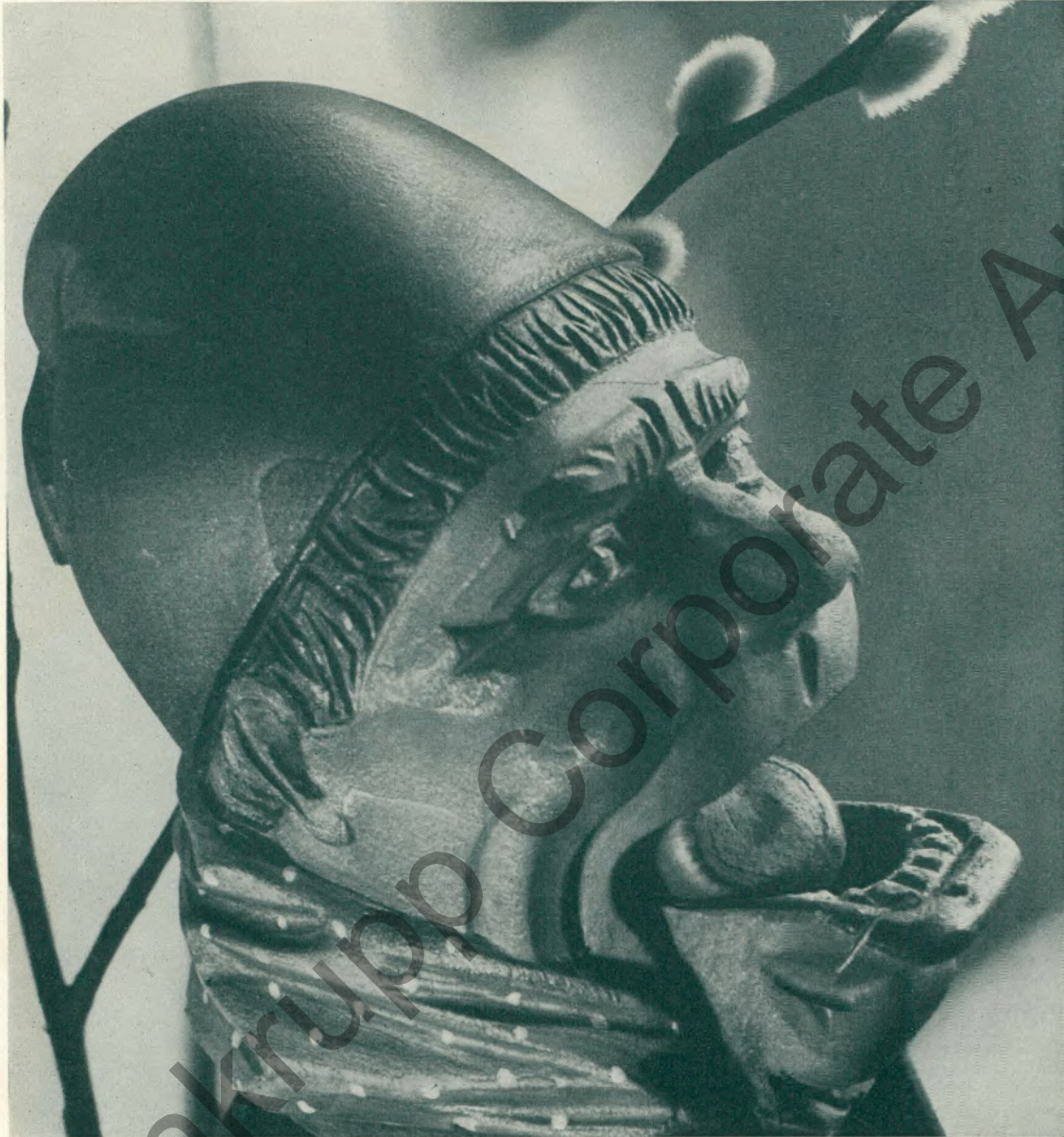
Rastlos vorwärts mußt du streben,  
Nie ermüdet stillestehn,  
Willst du die Vollendung sehn;  
Mußt ins Breite dich entfalten,  
Soll sich dir die Welt entfalten;  
In die Tiefe mußt du steigen,  
Soll sich dir das Wesen zeigen,  
Nur Beharrung führt zum Ziel,  
Nur die Fülle führt zur Klarheit,  
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Friedrich von Schiller.



# Die Botanikertrommel

enthaltend die besten im vergangenen Monat  
erschienenen Spottwörter



Eine harte Nuß.

Lichtbild Ursula Große.

In der Schule werden Sprichwörter abgefragt.  
Auch Frischchen soll eins nennen.  
„Ein Dummer kann mehr fragen, als zehn Kluge beantworten können!“  
Der Herr Lehrer Schmulke ist empört. „Ich will ein anderes hören!“  
Frischchen wieder: „Wem der Schuh paßt, der zieht ihn sich an!“

Herr Schmulke wird allmächtig rasend und droht Frischchen, gleich mit dem Rektor zu kommen, wenn er jetzt nicht endlich ein ordentliches Sprichwort fände.  
„Na, denn... Ein Unzucker kommt selber allein!“  
Nun holt aber Herr Schmulke der Rektor. Sanft sagt dieser: „Na, Frischchen, nun sage uns endlich ein nettes, vernünftiges Sprichwort und alles soll vergeben sein!“

Frischchen überlegt lange und sprudelt dann heraus:  
„Pack schlägt sich, Pack ver trägt sich!“ (Koralle.)

\*

Wütend kommt eine Dame in ein Drogengeschäft, wirft ein Paket auf den Ladentisch und schreit: „Das soll ein Waschmittel sein? Das soll die Wäsche blütenweiß machen? Das soll das Wäschewaschen zum Vergnügen machen? Das soll...“  
„Einen Augenblick!“ sagte der Verkäufer. „Ihre Tochter verlangte ein Paket Waschfreude und ein Paket Backpulver. Das ist das Backpulver.“

Da erblickt die Kundin:  
„Allmächtiger, mein schöner Weihnachtskuchen...!“ (Koralle.)

\*

„Herr Direktor, dürfte ich morgen einen halben Tag zu Hause bleiben, weil mich meine Frau zum Großreinemachen und zum Teppichklopfen braucht?“  
„Ausgeschlossen, das geht nicht!“

„Vielen Dank, Herr Direktor, ich wußte doch, daß ich mich auf Sie verlassen kann.“

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

\*

Die Lehrerin erklärte den Unterschied zwischen der stolzen Rose und dem bescheidenen Veilchen: „Also, Kinder, stellt euch vor, da geht eine wunderschöne elegante Dame die Straße entlang, aber sie ist sehr stolz und grüßt niemand. Aber hinter ihr, da kommt ein kleines unscheinbares Wesen mit gesenktem Haupt...“

„Ja, Fräulein, ich weiß, ich weiß“, unterbricht Karlchen eifrig, „das ist ihr Mann!“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Für die Schriftleitung verantwortlich: W. Debus, Düsseldorf.  
Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67. —

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 192 37.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.



Bestellen Sie rechtzeitig

# Einbanddecken und Sammelmappen

Die Preise betragen für eine

Einbanddecke in braunem Ganzleinen RM. 1,—  
" " " Halbleder " 1,75

Die für **Geschenkw Zwecke** besonders geeigneten

**Einbanddecken in dunkelgrünem, farbechtem Indanthrenleinen mit Titel in Golddruck kosten**

in dunkelgrünem Ganzleinen ..... RM. 1,20  
in Halbleder (dunkelgrüner Leinendeckel, abgetönter Lederrücken und Lederecken) ..... RM. 1,90

**Sammelmappen, geeignet zum Aufbewahren älterer Jahrgänge sowie für den Januar 1937 beginnenden neuen Jahrgang:**

Die unter Verwendung von lichtbeständigem Indanthrenleinen hergestellten Mappen sind in dunkelgrünem Farbton gehalten und zeigen auf der Deckelseite in Golddruck die Aufschrift „Das Werk“ ohne Jahreszahl. Die Mappen veralten daher nicht und sind nach Abschluß eines Jahrganges stets von neuem zu verwenden. Die Mappen sind in zwei Ausführungen erhältlich.

**Halbleinen:** Leinenrücken und -ecken, Einschlagleisten aus biegsamem Karton RM. 1,—

**Ganzleinen:** Besonders starke, dauerhafte Ausführung, Einschlagleisten aus doppelter Leinendecke mit festem Kartenvorstoß und Randverschnürung ..... RM. 1,75

Zu den vorgenannten Preisen treten bei Postversand die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

Bestellungen nehmen alle Verteilungsstellen der Zeitschrift entgegen.

Bei Postbezug oder Auslieferung durch den Buchhandel sind Bestellungen auf Decken unmittelbar an die Schriftleitung Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67, zu richten.

**Das 10 Seiten starke Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1936**

ist gesondert zum Preise von 25 Pf. durch die Verteilungsstellen oder gegen Voreinsendung von 35 Pf. in Briefmarken unmittelbar durch die Schriftleitung Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67, zu beziehen. Den Einbanddecken wird das Inhaltsverzeichnis unberechnet beigelegt.

---

## Einbanddecken für ältere Jahrgänge

Zahlreiche im Laufe der letzten Jahre eingegangene Bestellungen auf Einbanddecken für ältere Jahrgänge konnten nicht erledigt werden, da der Bestand restlos vergriffen war. Dem dringenden Wunsche langjähriger „Werk“-Leser entsprechend, haben wir eine Anzahl Einbanddecken in Halbleder (grün) ohne Jahreszahl anfertigen lassen, die zum Einbinden der Jahrgänge 1925/26 bis 1935 verwandt werden können.